
QUAECUMQUE VERA







THE UNIVERSITY OF ALBERTA

POLARITÄT UND STEIGERUNG IN GOETHES ALTERSLYRIK

by



HANS-DIETER JAKOBS

A THESIS

SUBMITTED TO THE FACULTY OF GRADUATE STUDIES AND RESEARCH

IN PARTIAL FULFILMENT OF THE REQUIREMENTS FOR THE DEGREE

OF MASTER OF ARTS

DEPARTMENT OF GERMANIC LANGUAGES

EDMONTON, ALBERTA

FALL, 1972

UNIVERSITY OF ALBERTA

FACULTY OF GRADUATE STUDIES

The undersigned certify that they have read, and recommend to the Faculty of Graduate Studies for acceptance, a thesis entitled POLARITÄT UND STEIGERUNG IN GOETHES ALTERSLYRIK submitted by Hans-Dieter Jakobs in partial fulfilment of the requirements for the degree Master of Arts:

ABSTRACT

This thesis attempts to render a practical definition of Goethe's idea of "Polarität und Steigerung" and shows how this idea finds its expression in Goethe's later poetry. The emphasis is on the interpretation of the actual manifestations of the ideas in question. Mere metaphysical speculation is avoided as much as possible to assure a realistic view in the attempt to reconstruct the development of Goethe's thoughts. One weakness of the critical appraisals of Goethe's views on "Polarität und Steigerung" has been the persistent attempt to carry this idea beyond the point where Goethe himself had realized that human understanding must necessarily have reached its limit. Consequently, flaws in Goethe's theory were discovered, and although "Polarität und Steigerung" was recognized as an important aspect of Goethe's thought, the idea itself was thought to lack a sound philosophical basis.

Here, it is shown that Goethe's idea does not lack depth and that furthermore it is the basis of all of Goethe's philosophy. "Polarität und Steigerung" is not exclusive to the old Goethe, but it is only in the later stages of his life that other ideas recede to give precedence to this idea alone. One reason may be found in the fact that Goethe's views on immortality and a higher life after death are closely linked to "Steigerung" and both ideas are interdependent. Also, to-



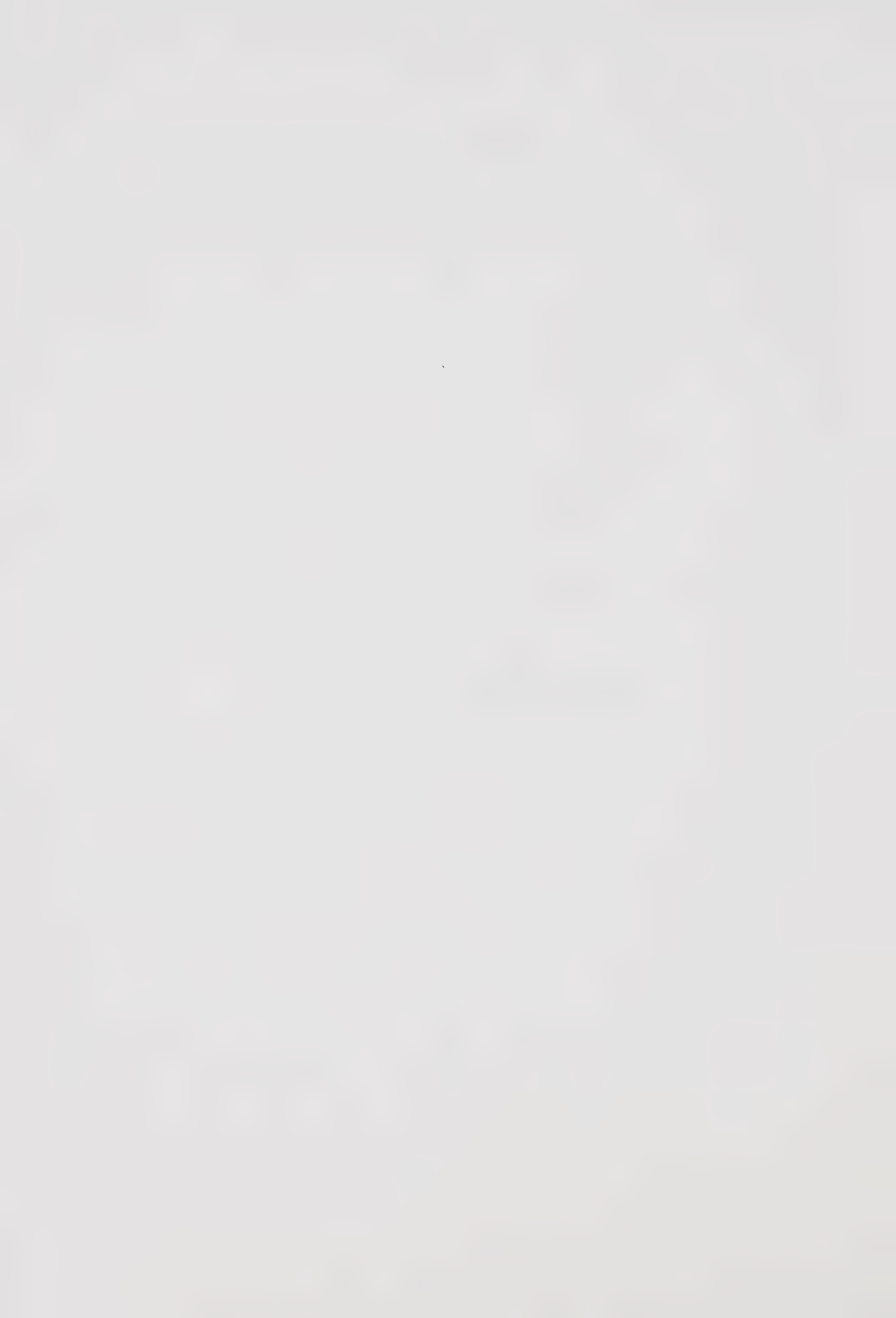
wards the end of his life, Goethe felt that he must summarize his life's work and synthesize an idea important enough to be conclusive of all his thought. For that reason the poem "Vermächtnis" (1829) is the summary of the philosophy of the old Goethe, and is also one of the most important poems in which "Polarität und Steigerung" are expressed in their clearest form.

This thesis also demonstrates that the contradictions inherent in the manifestations of "Polarität" cannot be reconciled and that an attempt to do so will prove futile. The apparent contradictions do have a function, however, as the idea of "Steigerung" is dependent on them. "Steigerung" itself is shown to have a double function, as it serves as both the underlying principle and the manifestation of "Polarität". While "Polarität" is an "Urphänomen", "Steigerung" must be redefined to show its relationship to the "Urphänomen" and to classify it in terms of existing values in Goethe's thought.

Finally the relationship between "Polarität und Steigerung" and Goethe's life principles is discussed to show that this important idea was not only an interesting philosophical speculation on the part of Goethe, but that it constituted part of his deep-rooted faith in the acceptance of all manifestations of reality.



KARIN UND ERICH GEWIDMET



INHALTSVERZEICHNIS

POLARITÄT UND STEIGERUNG IN GOETHES ALTERSLYRIK



ANMERKUNGEN

In dieser Arbeit werden folgende Abkürzungen verwendet:

Euph.	*Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte*
Goethe	*Vierteljahresschrift der Goethegesellschaft*
JbFDH	*Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts*
JbGGes	*Jahrbuch der Goethe Gesellschaft*
MR	Johann Wolfgang von Goethe, *Maximen und Reflexionen*, *Werke*, *Hamburger Ausgabe* XIII.



POLARITÄT UND STEIGERUNG IN GOETHES ALTERSLYRIK

A. EINLEITUNG

Forschungsüberblick. Wichtigkeit der Polarität bei Goethe, besonders in den Altersgedichten.

Die Begriffe Polarität und Steigerung sind der Schlüssel zum Verständnis der Weltanschauung des alten Goethe. Die richtige Deutung dieser Begriffe erscheint jedoch oft äusserst schwierig. Es ist kaum zu übersehen, dass es keine folgerichtige Deutung von Goethes Gedichten hinsichtlich dieser Ideen gibt. Zwar ist versucht worden, in einzelnen Gedichten wie "Eins und Alles" und "Vermächtnis" das Polaritätsprinzip und die Steigerung textkritisch zu interpretieren, doch fehlt diesen Versuchen der innere Zusammenhang.[1] Die Fülle der philosophisch orientierten Interpretationen von Polarität und Steigerung ist auch nicht in der Lage, über eine Definition dieser Ideen hinaus Licht auf den Zusammenhang zwischen Goethes Idee,

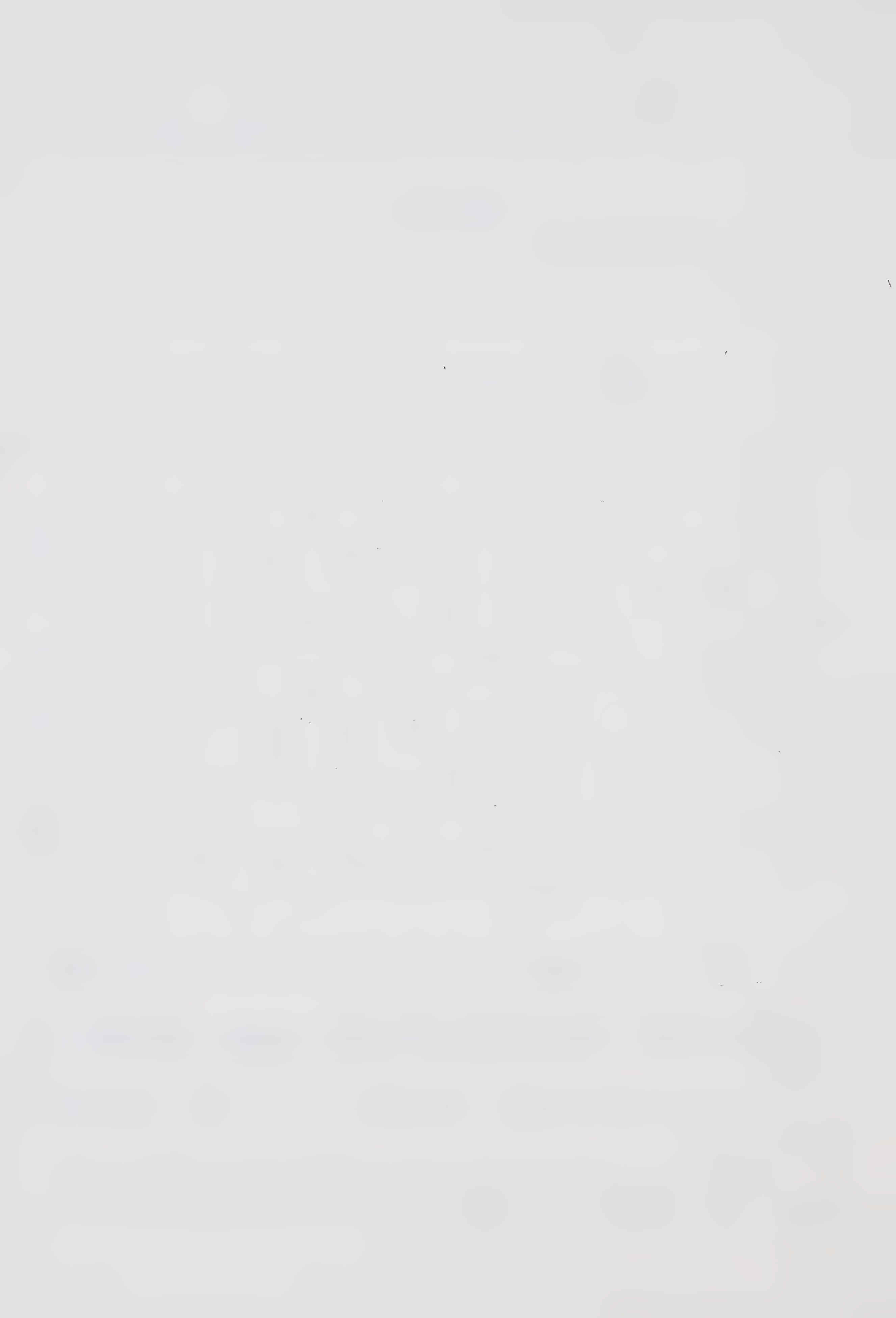
---

[1]Vgl. u. a. Richard Paasch, "Goethes Gedicht 'Vermächtnis'", _JbGGes_. 7, 1920, Sn. 154-163;

Hermann Baumgart, _Goethes lyrische Dichtung in ihrer Entwicklung und Bedeutung_, 2. Bd., (Heidelberg: Carl Winters, 1933;

Hermann August Korff, "Vom Wesen Goethescher Gedichte", JbFDH, 1927;

Hermann Glockner, "Eins und Alles", _Die Sammlung; Zeitschrift fur Kultur und Erziehung_, Jahrgang 15, 1960, Sn. 647-652.



Werk und Leben zu werfen. Eichhorn,[1] Müller[2] und Riemann[3] sind in ihren Abhandlungen darauf bedacht, die Idee der Polarität über ihre Grenzen hinaus zu erklären, was jedoch Goethes Absichten nicht gerecht wird; denn trotz allem Erkenntnisdrang will er die Ehrfurcht vor dem Unsäglichen nicht verletzen. So muss auch in kritischen Versuchen Goethes Idee der Polarität und Steigerung gegenüber eine bestimmte Distanz bewahrt werden, um nicht dem Fehler anheimzufallen, Goethes Begriffen eine eigene Deutung zu unterlegen.

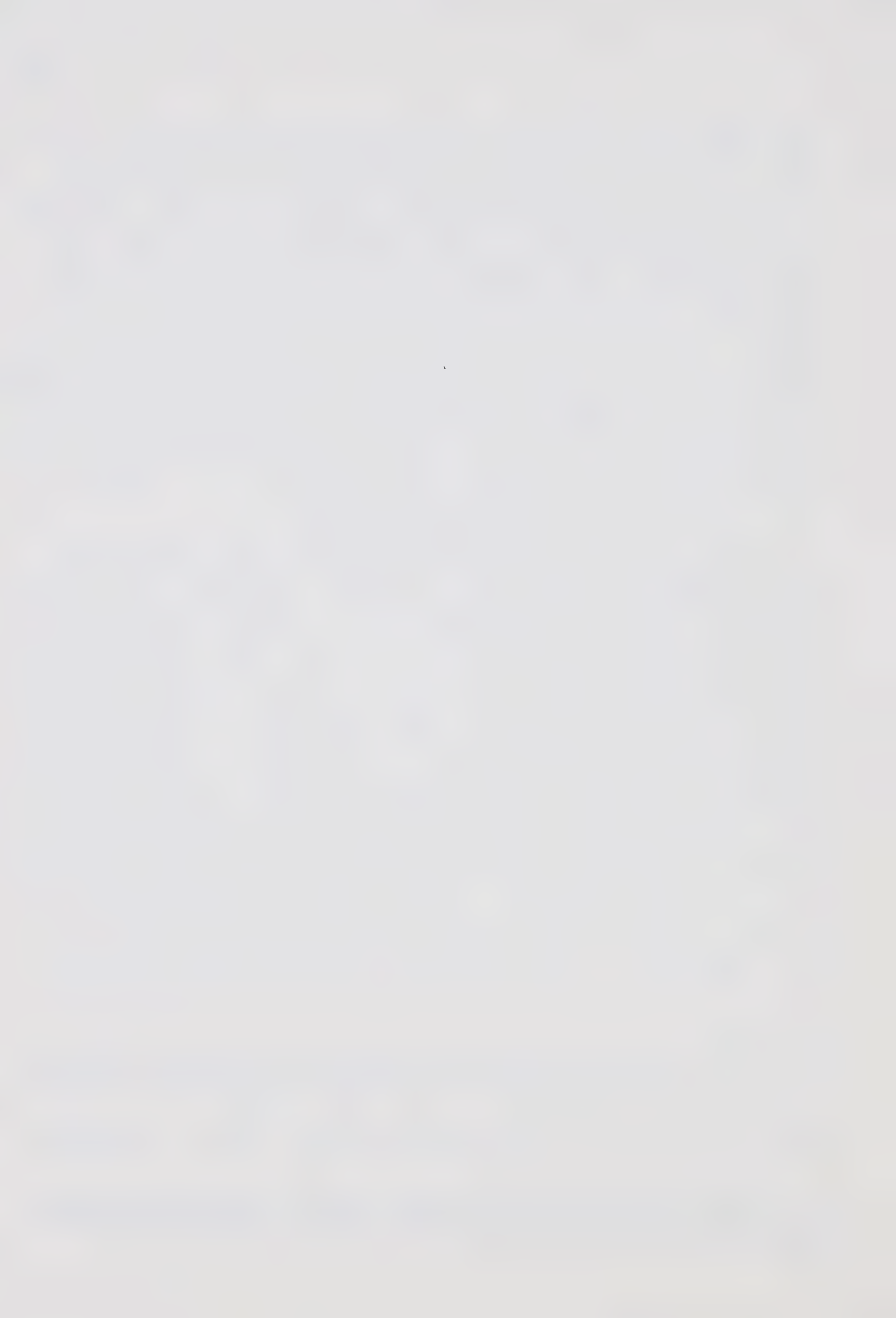
Von einem philosophischen Deutungsversuch kann jedoch nicht abgesehen werden; denn wir müssen bedenken, dass es sich schliesslich um eine Interpretation von Goethes weltanschaulichen Gedichten handelt. Die Gruppe "Gott und Welt" stellt den Kern der Weltanschauung des alten Goethe dar. Diese Sammlung umfasst die Gedichte "Prooemion", "Epirrhema", "Antepirrhema", "Urworte, orphisch", "Allerdings", "Parabase", "Die Metamorphose der Pflanzen", "Metamorphose der Tiere", "Eins und Alles" und die "Howard Trilogie". Neben kleineren, unbetitelten Gedichten wurden noch die Gedichte "Weltseele" und "Wiederfinden" aufgenommen. Zudem muss noch das Gedicht "Vermächtnis"

---

[1] Peter Eichhorn, Idee und Erfahrung im Spätwerk Goethes, Reihe Symposium, (Freiburg: Karl Alber, 1971).

[2] Joachim Müller, Neue Goethe-Studien, (Halle: Niemeyer, 1969).

[3] Carl Riemann, "Polarität bei Goethe", Wissenschaftliche Zeitschrift der Friedrich Schiller Universität Jena, Jahrgang 4, 1954/55, Sn. 163-182.



berücksichtigt werden, das zwar nicht in "Gott und Welt" enthalten ist, aber doch von grosser Wichtigkeit ist. Im Jahre 1828 geschrieben, konnte es in Goethes eigene Zusammenstellung der Gedichte in der _Ausgabe letzter Hand_ noch nicht aufgenommen werden. Ausser diesen rein weltanschaulichen Gedichten eignen sich noch einige Gedichte aus den "Chinesisch-Deutschen Jahres- und Tageszeiten" zur Interpretation im Zusammenhang mit Polarität und Steigerung.

Die Wichtigkeit von Polarität und Steigerung in Goethes Werk ist unverkennbar. Franz Koch nennt sie den Kern von Goethes Weltanschauung.[1] Diese Ansicht ist keineswegs übertrieben, wenn man bedenkt, dass die Polarität und zum Teil auch die Steigerung ihre Wurzeln im Leben selbst, wie wir es fühlen und erkennen können und auch annehmen müssen, gefasst haben. Goethe hat nie den Versuch gemacht, die polaren Manifestationen des Lebens zu verändern, auch nicht in ihren geringsten Äusserungen; darum steht er gerade dieser Idee so nahe, weil sich in der Polarität zugleich die Stärken und Schwächen des Lebens äussern und zudem in der Steigerung der polaren Phänomene noch ein Sinn und ein Ausgleich des Ganzen zustande kommen. Korff sieht den Sinn von Goethes Leben in "der Erkenntnis der Mannigfaltigkeit und Widersprüche dieses Lebens und der Versöhnung dieser Widersprüche in der geistigen

---

[1]Franz Koch, _Goethes Gedankenform_, (Berlin: Walter de Gruyter & Co., 1967), S. 3.



Einheit eines höheren Prinzips".[1] Darauf hinaus hat Goethe gelebt und gearbeitet; denn die notwendige Polarität von Gegensätzen darf nicht nur als äusseres Phänomen bestehen; sie überträgt sich auf das Wesen des Menschen, und ihre Erkenntnis und das davon abgeleitete Handeln sind nach Joachim Müller der Sinn des polaren Lebensphänomens.[2]

Ausgehend von der Idee, dass Erkennen ein Wachstumsvorgang ist, behauptet Wilhemsmeyer, dass es erst für den alten Goethe die "Möglichkeit einer Erkenntnis des Wirklichen" gibt.[3] Das Wirkliche hier ist der Totalitätsgedanke, dessen Ideal sich in dem harmonischen Menschen verwirklicht. Harmonie wird als die Versöhnung von Widersprüchen verstanden, also als Polarität und Steigerung. Während der junge Goethe "das alte Wahre" rein intuitiv traf,[4] gelingt es erst dem alten Goethe, die polaren Bezüge und ihre Auswirkungen in ihrer Ganzheit und ihrer tiefgehenden Bedeutung zu erfassen. Die Ahnungen des jungen Goethe bewahrheiten sich für den alten Goethe;[5] so ist er in der Lage, im Alter sein Leben und sei-

---

[1]H. A. Korff, Die Lebensidee Goethes, (Leipzig: Verlagsbuchhandlung J. J. Weber, 1925), S. 7.

[2]Joachim Müller, op. cit., S. 53.

[3]Hans Wilhelmsmeyer, "Der Totalitätsgedanke als Erkenntnisgrundsatz und als Menschheitsideal von Herder zu den Romantikern", Euphorion 34, 1933, S. 214.

[4]Werner Danckert, Goethe. Der mythische Urgrund seiner Weltschau, (Berlin: Walter de Gruyter & Co., 1951), S. 41.



ne Anschauungen abzurunden und eine endgültige, alles umfassende Bilanz zu ziehen und zu rechtfertigen. "Goethe hat immer die innere Einheit und den Lebenszusammenhang der Epochen gesucht";[1] im Alter ist diese Suche abgeschlossen. Während in früheren Epochen stets eine Idee vorherrschte, der zu einer früheren oder späteren Zeit eine andere antinomisch gegenüberstand, konzentriert sich Goethe in seiner letzten Epoche hauptsächlich auf die Verbindung dieser Ideen mit dem Endziel, bestehende Antinomien aufzulösen: "Scheinbar zu ewiger Entferntheit bestimmte Kreise berühren und verbinden sich".[2]

Es ist nicht leicht, Goethes Idee der Absolutheit von Polarität und Steigerung auf das unmittelbare Leben zu übertragen, insbesondere, wenn der letzte Sinn aller Dinge erforscht werden soll. Polare Erscheinungen lassen sich verhaltnismässig leicht erkennen und akzeptieren. Der Sinn der polaren Bezüge, die Steigerung, muss notwendigerweise etwas problematischer erscheinen, da sie nicht nur im Leben auftritt, sondern über das menschliche Dasein hinaus ihre Kreise zieht, wo der menschliche Verstand letzten Endes vor

---

[5]Paul Hankamer, Spiel der Mächte, (Stuttgart: Metzlersche Verlagsbuchhandlung, 1960), S. 81.

[1]Peter Eichhorn, op. cit., S. 21.

[2]Albert Fuchs, Goethe-Studien, (Berlin: Walter de Gruyter & Co., 1968), S. 262.



dem Ausmass des Unerforschlichen kapituliert. Otto Harnack meint:

> Nach Goethes Ansicht stösst der Verstand bei aufrichtiger Erforschung des Welträtsels zuletzt stets auf unvereinbare Widersprüche, die vereinen zu wollen nicht nur ein zweckloses, sondern auch anmassendes Unternehmen wäre.[1]

Dies erscheint als ein hartes Urteil, doch muss es berücksichtigt werden, wenn wir mit anderen Kritikern wie Werner Danckert übereinstimmen, dass "das alte Wahre", welches Goethe nun übermittelnd zu erklären versucht, die gelebte, nicht die erdachte Polarität ist.[2] Hierin ersehen wir schon, dass Leben und Denken nicht getrennt behandelt werden können, sondern nur in Einklang miteinander zur Lösung des "Welträtsels" beitragen. Was letztlich wichtig bleibt, ist Goethes "Überzeugung vom persönlichen Ausgangspunkt jeder Lösung des Problems des Wesens und letzten Sinnes der Dinge".[3]

---

[1] Otto Harnack, Goethe in der Epoche seiner Vollendung, (Leipzig: Hartmann & Wolf, 1904), S. 41.

[2] Werner Danckert, op. cit., S. 402.

[3] Albert Fuchs, op. cit., S. 272.



B. HAUPTTEIL

I. POLARITÄT ALS URPHÄNOMEN

1. Äusserung der Polarität in Widersprüchen

Wie es sich zeigen wird, dürfen die Goetheschen Begriffe "Urphänomen" und "Polarität" nicht abgesondert behandelt werden; denn sie entstammen der gleichen Anschauungsweise und dem gleichen Prinzip. Im Grunde genommen war es derselbe Gedanke, der Goethe veranlasste, der Polarität und dem Urphänomen ihre erkannte Wichtigkeit beizumessen. Trotz der Bedeutung des Urphänomens, das auf Goethes Weltanschauung einen grossen Einfluss hatte, gibt es nirgends eine Stelle, wo Goethe diesen Begriff definiert.[1] Doch aus seinen Äusserungen über das Urphänomen lässt sich eine brauchbare Definition ableiten, die Paul Fischer folgendermassen umreisst:

> Das Urphänomen oder, wie Goethe auch einmal mit einem ganz deutschen Wort sagt, die Grunderfahrung ist eine unserer sinnlichen Wahrnehmung sich darbietende, für unseren Verstand fassliche Erscheinung auf dem Gebiet der äusseren Natur oder des geistigen, insbesondere des sittlichen Lebens, die so unmittelbar deutlich ist, dass sie das Bedürfnis nach Erklärung gar nicht aufkommen lässt; so einfach, dass sie wie alles Letzte, Einfache auch nicht weiter erklärt, das heisst auf noch Einfacheres zurückgeführt werden kann; so allgemein, dass unzählige andere Erscheinungen in ihr als in einem Symbol gleichsam abgebildet werden können.[2]

---

[1] Paul Fischer, Goethes Altersweisheit, (Tübingen: J. C. B. Mohr, 1921), S. 117.

[2] Ibid., Sn. 117/118.



Als "klassisches" Beispiel des Urphänomens gebraucht Goethe den Magneten, der in sich wiederum das Prinzip der Polarität verkörpert. In den beiden Polen des Magneten äussert sich die magnetische Kraft, doch sind sie beide verschieden; ungleichnamige Pole ziehen sich an, gleichnamige stossen sich ab. Die magnetische Kraft aber lässt sich nicht erklären; sie besteht einfach und muss so angenommen werden wie sie ist. Diese polare Wechselwirkung, wie sie am Magneten in ihrer einfachsten Erscheinung auftritt, erstreckt sich durch die gesamte Natur und den Bereich des Geistes. Gegensätze ziehen sich an, und Gleichartigkeiten stossen sich ab. Der Magnet ist gleichsam Symbol für alle polaren Wirkungen, die wir erkennen können, "wofür wir aber keine Worte noch Namen zu suchen brauchen".[1] Da Goethe die Polarität gebraucht, um das Urphänomen zu erklären, scheint die Polarität schlechthin _das_ Urphänomen zu sein. Peter Eichhorn meint, dass es bei Goethe eigentlich keine Urphänomene gibt; denn diese entfalten sich aus den antinomischen Polaritäten der Phänomene selbst.[2] Das reine Phänomen ist das Resultat aller Erfahrungen und Versuche, das Urphänomen aber ruht auf der polaren Spannung alles Wahrnehmbaren, so dass die Pola-

---

[1]Johann Wolfgang von Goethe, _Maximen und Reflexionen_, in Goethe, _Werke_, Hamburger Ausgabe, hrsg. von Erich Trunz, Bd. XII, (Hamburg: Christian Wegner, 1963), S. 366.

[2]Peter Eichhorn, op. cit., S. 68.



rität die Grundlage aller einzelnen Phänomene wird.

Goethe definiert die Polarität selber in äusserst präziser und komprimierter Form:

> Grundeigenschaft der lebendigen Einheit: sich zu trennen, sich zu vereinen, sich ins Allgemeine zu ergehen, im Besonderen zu verharren, sich zu verwandeln, sich zu spezifizieren und, wie das Lebendige unter tausend Bedingungen sich dartun mag, hervorzutreten und zu verschwinden, zu solideszieren und zu schmelzen, zu erstarren und zu fliessen, sich auszudehnen und sich zusammenzuziehen. Weil nun alle diese Wirkungen im gleichen Zeitmoment zugleich vorgehen, so kann alles und jedes zu gleicher Zeit eintreten. Entstehen und Vergehen, Schaffen und Vernichten, Geburt und Tod, Freud und Leid, alles wirkt durcheinander, in gleichem Sinn und gleicher Masse; deswegen denn auch das Besonderste, das sich ereignet, immer als Bild und Gleichnis des Allgemeinsten auftritt.[1]

Hieraus ergibt sich leicht, dass sich die Polarität in Widersprüchen äussern muss. Es gibt der Definition nach keine Verbindung der Widersprüche, die sich aus der Polarität ergeben; denn sobald die Möglichkeit eines eventuellen Zusammenfalls polarer Erscheinungen auch nur offengehalten wird, bricht das System zusammen. Die unvereinbaren Antinomien aller Daseinsformen stehen absolut fest, und nie kommt in Goethes Werken ein Zweifel an der Absolutheit der Polarität auf. Franz Koch sieht in der Gesamtheit des Goetheschen Denkens ein widersprüchliches Schwanken, stellt aber andererseits eine unwandelbare polare Überzeugung fest.[2] Hinsicht-

---

[1] MR 21

[2] Franz Koch, Goethes Stellung zu Tod und Unsterblichkeit, (Weimar: Verlag der Goethegesellschaft, 1932), S. 81.



lich dieser Feststellung bekräftigt sich die Polarität in ihrer Rolle als Ausgangspunkt weiterer wichtiger Ideen.

Es ist kennzeichnend für seine allgemeine Auffassung der Polarität, wie sich Goethe ihr gegenüber äussert. Seine kritischen Bemerkungen sind immer kurz und oft fragmentarisch, in ihrer Einfachheit kaum zu übertreffen. So sagt er zu Kanzler Müller am 15. 5. 1822: "Wohl ist alles in der Natur Wechsel, und hinter dem Wechsel ruhet ein Ewiges".[1] Die Polarität Wechsel und Dauer muss für ihn nur festgestellt werden, einer Erklärung bedarf sie nicht. Ausführlicher, aber nicht viel deutlicher äussert sich Goethe bezüglich der Polarität in seinen Gedichten. Dass Goethe die wichtigsten Aussagen auf seine Gedichte beschränkt, ist wichtig; denn auch sein Denken und sein Schaffen unterstehen dem Prinzip der Gegensätzlichkeit. So drückt Goethe sich widersprechende Ideen einzeln aus, da jede Idee ihre Vorzüge hat und berücksichtigt werden muss. Ihre Auflösung finden sie erst in der geistigen Einheit eines höheren Prinzips, das aus dem Widersprüchlichen hervorgehen muss. Nach Farinelli finden die fast nicht mitteilbaren Dinge erst in der Kunst ihren Ausdruck.[2] So ist die Polarität in einem Sinne einfach, weil

---

[1]Johann Wolfgang von Goethe, <u>Gespräche</u>, hrsg. von Flodoard Frhr. von Biedermann, 2. Bd., (Leipzig: Biedermann Verlag, 1909), S. 571.

[2]Arturo Farinelli, "Goethe und der Ewigkeitsgedanke", <u>Goethe</u> 3, 1938, S. 242.



sie unmittelbar ist und ohne Anstrengung wahrgenommen wird; im höheren Sinne jedoch hängen Sinn und Ursache des Lebens von ihr ab. Aber das Einfache, das Besondere muss erst in seiner Tiefe festgestellt und angenommen werden, bevor man auf das Höhere, das Allgemeine schliesst. Darum findet Goethe es selbstverständlich, in seinen Sprüchen Widersprüche ohne Erklärung stehenzulassen. So folgt Spruch 14:

> Die endliche Ruhe wird nur verspürt,
> Sobald der Pol den Pol berührt.

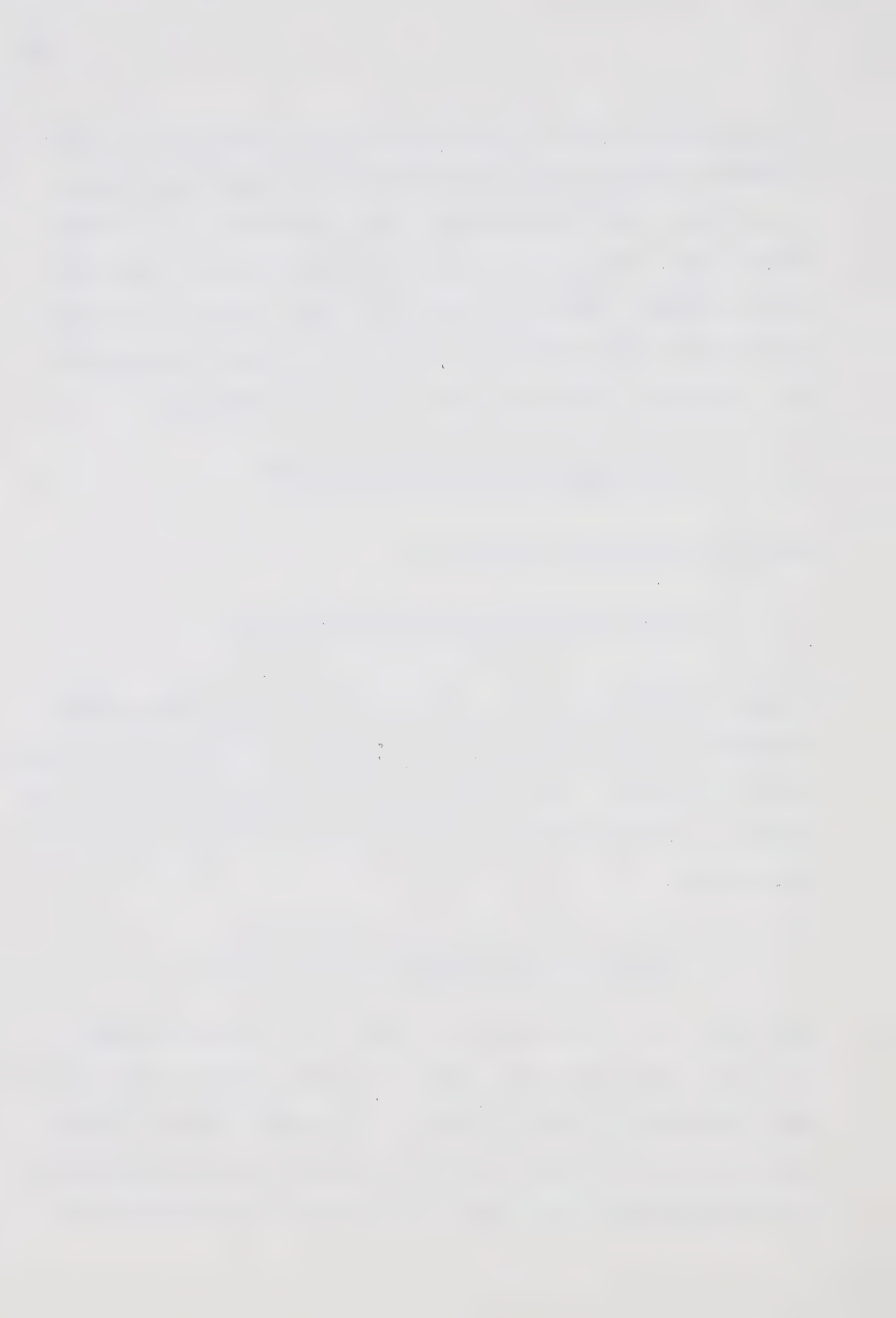
gleich als Gegensatz Spruch 15:

> Drum danket Gott, ihr Söhne der Zeit,
> Dass er die Pole für ewig entzweit.

Hieraus ergibt sich noch, wenn man die beiden Sprüche zusammenhängend betrachtet, die Auffassung, dass Goethe das Streben der Tat vorzieht, obwohl das hier nicht seine Absicht zu sein scheint. Andere Sprüche enthalten in zwei Zeilen schon ihren Widerspruch:

> Willst du ins Unendliche schreiten,
> Geh nur im Endlichen nach allen Seiten.

Endlichkeit und Unendlichkeit stehen sich polar gegenüber; eines kann nicht ohne das andere bestehen, obwohl beide sich immer gegenseitig ausschliessen. Was beiden jedoch zugrunde liegt, ist das Prinzip, dass beide einer Funktion unterstehen, die über Raum und Zeit erhaben ist, ohne diese aufheben zu



können oder zu wollen.

Da sich Polarität in vielen Erscheinungen bezeugt, ist es angebracht, auf die wichtigste polare Äusserung zurückzugehen. Andreas Wachsmuth findet, dass das Gesetz der Polarität im Uranfänglichen gründet, und die Polarität ihren Ursprung in Gott selbst hat. Urpolarität ist Weltgesetz, weil die Welt nicht in "prästablierter Harmonie" existiert.[1] Diese Behauptung verlegt die Polarität in den Bereich des göttlichen Willens. Sie wird so zur Schöpfungsgrundlage und zum allgemeinen Daseinsprinzip. Das geht schon etwas über Goethes Absichten hinaus; denn wir können die göttliche Kraft nur ahnen, aber nicht bestätigen: "In Jenes Namen, der, so oft genannt,/ Dem Wesen nach blieb immer unbekannt" ("Prooemion"). Carl Riemann kommt Goethes Gedanken schon näher, wenn er behauptet, dass die Urpolarität sich äussert im Sein, das ewig ist, (substantia sive deus), aber wechselnde Erscheinungsformen (modi) hat.[2] Wichtig ist, dass wir Gott nicht von der Schöpfung trennen können; denn das Leben, polar in Widersprüche getrennt, hat keinen gegebenen Sinn, sondern der Sinn entwickelt sich aus der polaren Spannung selbst. Darum darf, was die Polarität anbelangt, kein Unterschied zwischen dem Prinzip und seinen Erscheinungen gemacht werden;

---

[1]Andreas Wachsmuth, Geeinte Zwienatur, (Berlin: Aufbau Verlag, 1966), S. 97.

[2]Carl Riemann, op. cit., S. 167.



denn die Zweiheit kann nicht von der Einheit abgeleitet werden.

Die grosse Seinsfrage, die auch Goethe besonders im Alter beschäftigte, findet ihre Lösung im Polaritätsgedanken. Eigentlich bedarf das Sein keiner Lösung; denn es ist nur ein Bestandteil des Lebens, aber nicht das Leben schlechthin. Das Leben ist nicht vom Sein abhängig, es darf es nicht sein, wenn es nicht in einseitiger Konzentration die Ausgeglichenheit und damit einen wahren Sinn verlieren will. So sind die beiden letzten Zeilen von "Eins und Alles" zu verstehen:

> Denn alles muss in Nichts zerfallen,
> Wenn es im Sein beharren will.

Hermann Glockner unterscheidet zwischen substantiellem und abstraktem Sein:

> Das Wesentliche kann im Grunde gar nicht beharren wollen, weil substantielles Sein (wahres Sein) kein abstraktes Sein (kein blosser Verstandesbegriff vom Wahrhaft-Seienden) ist, sondern überall als lebendiges Ganzes gegenständlich in die Erscheinung tritt.[1]

Wenn wir die beiden Seinsformen als polar gegenübergestellt betrachten, ergibt sich eine unannehmbare Verschiebung. Goethe verneint die Wichtigkeit und Absolutheit des Seins keineswegs, aber auch in substantieller Form kann es nicht die Grund-

---

[1]Hermann Glockner, "Eins und Alles", Sammlung 15, 1960, S. 651.



lage des Wesentlichen sein. Als ein Pol des Wesentlichen, des Lebens, ist das Sein zwar nicht massgebend, hat aber eine absolute Gültigkeit, die ihm nicht abgesprochen werden kann:

> Kein Wesen kann zu Nichts zerfallen!
> Das Ew'ge regt sich fort in allen,
> Am Sein erhalte dich beglückt!
> Das Sein ist ewig....
> ("Vermächtnis")

Das Sein in den zitierten Stellen ist das selbe Sein. Es wird zugleich als determinierende Funktion bestätigt, als letzte Ursache aber seiner Grundsätzlichkeit enthoben; denn sobald das Sein fixiert wird, verwandelt es sich in Nichts. Das Nichts hat keine Gültigkeit. Seine einzige Funktion ist, das Bestehende zu bestätigen, was wiederum dazu führt, dass weder die Polarität aufgehoben werden kann noch die Pole ihre in sich geschlossene Bedeutung verlieren.

Was ist nun der Gegenpol zum Sein? Wenn wir das Sein als statisches Element betrachten, äussert sich der Antipol in der Dynamik, im Werden, das Max Kommerell als Verwandlung sieht. Sobald das Gebildete seinen Werdenszustand als seiend behauptet, verschreibt es sich dem Tod.[1] Das Werden an sich ist nur ein Übergangszustand. Im Gedicht "Parabase" formuliert Goethe den Werdegang oder den Verwandlungsprozess wie folgt:

---

[1]Max Kommerell, Gedanken über Gedichte, (Frankfurt: Vittorio Klostermann, 1956), S. 210.



Freudig war, vor vielen Jahren,
Eifrig so der Geist bestrebt,
Zu erforschen, zu erfahren,
Wie Natur im Schaffen lebt.
Und es ist das ewig Eine,
Das sich vielfach offenbart;
Klein das Grosse, gross das Kleine,
Alles nach der eignen Art.
Immer wechselnd, fest sich haltend;
Nah und fern und fern und nah;
So gestaltend, umgestaltend -
Zum Erstaunen bin ich da.

Das Gestalten und Umgestalten ist ein immerwährender Prozess, ein ewiger Wechsel, der dem feststehenden Sein jedoch nichts anhaben kann. Im Werden bestätigt sich das Sein; denn als zeitlos Bestehendes verliert das Sein den Sinn, im Werden aber erneuert es sich ständig und gewinnt neue Aspekte, ohne dadurch seinen Wesenskern zu verlieren. Werden dagegen ist nur ein Prozess, der ohne eine substantielle Grundlage einfach nicht denkbar ist. Beide Formen des Lebens haben also nur Sinn in der gegenseitigen Wechselwirkung; Eins kann ohne das Andere nicht existieren, aber eine Verschmelzung ist nicht möglich, da es sich letzten Endes doch um widerstreitende Gegensätze handelt.

Nach Farinelli ist das Lebensprinzip des ewigen Bewegens von Gott bestimmt, wobei das unzerstörbar Göttliche in seiner festen Substanz bleibt.[1] Das Göttliche oder Gottähnliche kann nicht unmittelbar wahrgenommen werden; man er-

---

[1]Arturo Farinelli, op. cit., S. 241.



kennt es nur in seinen Manifestationen. Trotzdem ist das Erkennen eines göttlichen Prinzips das Erstrebenswerteste im Leben:

> Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
> Als dass sich Gott-Natur ihm offenbare?
> ("Im ernsten Beinhaus")

Der Effekt, der sich einstellt, wenn man einen Hauch des Göttlichen gewahr wird, ist für Goethe das Erstaunen. Im Urphänomen, in der Polarität, enthüllt sich dem Menschen ein Abglanz des Göttlichen. Wenn Goethe ihn wahrnimmt, erstaunt er; es ist ein Staunen, verbunden mit Scheu vor der Grossartigkeit der Schöpfung. In den _Maximen und Reflexionen_ sagt Goethe:

> Vor den Urphänomenen, wenn sie unseren Sinnen enthüllt erscheinen, fühlen wir eine Art von Scheu, bis zur Angst. Die sinnlichen Menschen retten sich ins Erstaunen....[1]

Das Göttliche ist also im menschlichen Bereich erfassbar, und dieser Bereich muss dem Menschen genügen. Zwar kann der Mensch nach Höherem streben, doch da sich das Höhere schon im Niederen äussert, ist es angebracht, sich dort zuerst zu vollenden.

Um die Essenz der Polarität zu erfassen, muss noch ein Gedanke erklärt werden: die Einheit in der Vielheit. Dieser Gedanke ist ebenso grundlegend wie die bisher erwähnten; denn er ist in der Definition der Polarität mitenthalten.

---

[1] _MR_ 17.

In dem Gedicht "Epirrhema" setzt Goethe die Begriffe Eins und Alles und Eins und Vieles einfach nebeneinander:

> Müsset im Naturbetrachten
> Immer eins wie alles achten;
> ...
> Kein Lebendiges ist ein Eins,
> Immer ist's ein Vieles.

Auch der Titel eines anderen Gedichtes, "Eins und Alles", misst dieser Antinomie eine nicht übersehbare Bedeutung zu. "Alles" ist ein Sammelbegriff, der Einzelheiten voraussetzt; er ist die Endsumme aller individuellen und einzeln erfassbaren Dinge. Ohne das eine, einzelne, ist das Alles nicht denkbar. Wenn wir nun Eins als Einheit auslegen, schliesst sie die Vielheit nicht aus, und alles wird in der Einheit miteinbegriffen. "Die Einheit aber hat keine Funktion, wenn nicht ein Vieles da ist, das sie eben vereinheitlicht".[1] Während wir es hier eindeutig mit Antinomien zu tun haben, schliessen sich, wie erkannt, die Gegensätze nicht aus. Es ist unmöglich, die beiden Begriffe separat zu erfassen, es sei denn, dass es nur ein "Eins" gäbe, was aber offensichtlich nicht haltbar ist. Was spezifisch die Polarität anbelangt, so lässt sich die Antinomie Eins und Alles auch hier übertragen. Wir müssen zwischen dem Prinzip und seinen Auswirkungen unterscheiden. Die Polarität in ihrer abstrakten Form ist das un-

---

[1]Georg Simmel, Goethe, (Leipzig: Verlag Klinkhardt & Biermann, 1921), S. 172.



terliegende Prinzip, das Eins, das zugleich Ausgangspunkt und vereinigender Faktor ist, während die polaren Manifestationen das Alles darstellen und dabei der Einheit Sinn verleihen. Hierbei bestätigt sich wieder die Tatsache, dass die Idee nicht von ihrer Äusserung getrennt werden kann. Hermann Glockner drückt dasselbe in anderen Worten aus: Das Ein-und-Alles ist das Ganze und zugleich das Einzige.[1] Die Ganzheit, die Totalität, ist nicht nur Einheit, sondern auch Vielheit, sie ist das All-Eine, das Absolute.

Was uns an dieser Idee der Viel-Einheit noch interessiert, sind die zwei verschiedenen Denkweisen, die daraus hervorgehen. Die atomistische Denkweise geht von den Teilen aus, um diese dann in einen Zusammenhang zu bringen, während die dynamische Denkweise von dem Ganzen auf Einzelheiten schliesst.[2] Goethe selbst gebraucht beide Methoden in seinen Darstellungen der polaren Lebensphänomene. Beide sind gültig, insofern man sie folgerichtig anwendet; denn in einem Gedankengang sind sie nicht zu vereinbaren. Da aber die Teile so wichtig sind wie das Ganze, macht es keinen zu grossen Unterschied, von welcher Richtung wir ausgehen, solange das Ziel klar im Auge bleibt und beiden Polen die gleiche Bedeutung zugemessen wird. In den beiden grossen Altersgedichten "Eins und Alles" und

---

[1]Hermann Glockner, op. cit., S. 649.

[2]Hans Leisegang, Goethes Denken, (Leipzig: F. Meiner, 1932), S. 136.



"Vermächtnis" demonstriert Goethe die praktische Anwendung der beiden Denkformen. "Eins und Alles" ist atomistisch, "Vermächtnis" dynamisch. Ein Vergleich der Anfangs- und Schlusszeilen der beiden Gedichte mag als Beweis dienen. In "Eins und Alles" lauten sie:

> Im Grenzenlosen sich zu finden,
> Wird gern der Einzelne verschwinden....
> ...
> Denn alles muss in Nichts zerfallen,
> Wenn es im Sein beharren will.

Der Gedankengang geht von Einzelnen, Einen, zum Alles, das vom Nichts bedroht wird. In "Vermächtnis" ist es genau umgekehrt:

> Kein Wesen kann zu Nichts zerfallen!
> Das Ew'ge regt sich fort in allen...
> ...
> So wirst du schönste Gunst erzielen:
> Denn edlen Seelen vorzufühlen
> Ist wünschenswertester Beruf.

Von allen Wesen, von der Gesamtheit des Seienden verengt sich das Gedicht zum "Du", zum einzelnen, auf den die Gesetze des Alls ebenso anwendbar sind wie auf die Gesamtheit.

2. Unmittelbarkeit der Polarität

Das Urphänomen ist reine Anschauung, und die Polarität aller Phänomene kann nur in ihren unmittelbaren Äusserungen wahrgenommen werden. Wenn wir wie Carl Riemann behaupten, dass



die Polarität immer Wirklichkeit, also Erfahrung bleibt,[1] ist es angebracht, die polaren Manifestationen des Lebens zu erfassen und ihren Sinn zu erklären. Was steht dem Menschen wohl näher, als sich selbst zu erkennen und in seinem eigenen Wesen höhere Kräfte am Werk zu verspüren? "Im Innern ist ein Universum auch" gesteht Goethe in dem Gedicht "Was wär' ein Gott...." Die kosmische Ordnung manifestiert sich im Kleinen, im Mikrokosmos ebenso wie im Makrokosmos. Dadurch erleichtert sich das Erkennen der ewigen Gesetze, die nicht nur den Lauf der Welt regieren, sondern auch das Persönlichkeitsgefüge des einzelnen bestimmen.

In den "Urworten, orphisch" beschreibt Goethe die Mächte, die jeden Menschen bilden und formen. Wir werden sehen, dass niemals ein Faktor allein ausschlaggebend ist. Die Einteilung des Gedichtes in fünf Teile deutet auf ein allmähliche Entwicklung des Menschen, die sich nach und nach vollzieht. Diese Entwicklung ist zu gleicher Zeit vorbestimmt und zufällig und erreicht im irdischen Leben nie ihr Ende. Innerhalb des gedanklichen Gehaltes, den das Gedicht aufweist, lassen sich mehrere Polaritäten erkennen, die ineinander verzahnt sind und in sich eine weitere Polarität verkörpern. Rückwirkend besteht zudem auch ein innerer Bezug auf die Urpolarität, der in keinem polaren Paar eigentlich

---

[1]Carl Riemann, "Polarität bei Goethe", Wissenschaftliche Ztschrft. der Schiller Uni. Jena, 4, 1954/55, S. 164.



übersehen werden kann.

Der erste Abschnitt der "Urworte", der die Überschrift "Dämon" trägt, beschränkt sich auf den Wesenskern des Individuums. Goethe nennt diesen Kern das Dämonische, manchmal auch die Entelechie. Diese geprägte Form ist im Grunde genommen unveränderlich:

> Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
> Die Sonne stand zum Grusse der Planeten,
> Bist alsobald und fort und fort gediehen
> Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
> So musst du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
> So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
> Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
> Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.
> ("Dämon")

Der Nachdruck liegt auf den Worten "Gesetz" und "geprägte Form". Darin äussert sich eine Affinität mit dem Begriff des Seins, der in dem Gedicht "Vermächtnis" schon erwähnt wurde. Das Sein oder hier die geprägte Form ist feststehend und ewig; daran lässt Goethe keinen Zweifel aufkommen, obwohl er seine Aussage gleich einschränkt, indem er ihr eine Bedingung beifügt: "Geprägte Form, die lebend sich <u>entwickelt</u>". Rein äusserlich gesehen, starrt uns ein Widerspruch ins Auge, den Julius Petersen folgendermassen aufzuheben gedenkt:

> Die Lösung des Widerspruchs (Sein und Werden) liegt in der Heraklitischen Ansicht, dass im Augenblick Ewigkeit und im Beharren Vergänglichkeit ist, dass jedes wahre Sein ein ewiges Werden bedeutet und jedes wahre Werden ein ewiges Sein.[1]

Worauf Goethe hinauszielt, ist die Idee, dass Sein und Werden



sich bedingen und in einem höheren Begriff des Da-Seins versöhnen. Die dazu notwendige Steigerung wird in dem nächsten Kapitel behandelt. Für Carl Riemann ist ein "wechselseitiges Sich-Bedingen immer das Kennzeichen lebendiger Polarität".[2] Das Leben selbst ist demnach das Eigentliche; der Mensch lebt und entwickelt sich, ungeachtet der Umstände, die auf ihn zukommen. Über die Entwicklung selber haben die äusseren Mächte keine Gewalt; nur die Art und das Ausmass der Entwicklung können sie bestimmen.

Während im ersten Abschnitt der "Urworte" der entelechische Seinskern dargestellt wird, tritt uns im zweiten Teil der Gegensatz dazu entgegen. Es ist Tyche, das Zufällige:

> Die strenge Grenze doch umgeht gefällig
> Ein Wandelndes, das mit und um uns wandelt;
> Nicht einsam bleibst du, bildest dich gesellig
> Und handelst wohl so, wie ein andrer handelt:
> Im Leben ist's bald hin-, bald widerfällig,
> Es ist ein Tand und wird so durchgetandelt.
> Schon hat sich still der Jahre Kreis geründet,
> Die Lampe harrt der Flamme, die entzündet.
> ("Tyche")

Dieses Zufällige, das keinem Gesetz untersteht, stellt den Ausgleich zum Unwandelbaren, Gesetzmässigen dar. Goethe geht hier schon über die Polarität Sein - Werden hinaus; denn das Dämonische vertritt schon beide Richtungen in sich selbst.

---

[1]Julius Petersen, "Erdentage und Ewigkeit", Drei Goethe-Reden, (Leipzig: Insel Verlag, 1942), S. 10.

[2]Carl Riemann, op. cit., S. 165.



Was an dem Dämonischen einheitlich ist, äussert sich in der vorbestimmten, zielstrebigen Entwicklung. Doch kann Goethe auch dieser Entwicklung keinen freien Lauf lassen, weil ihr eben die Freiheit fehlt. Sobald eine Entwicklung bis in die kleinsten Einzelheiten vorbestimmt ist, enthält sie eine immanente Starre, die mit dem eigentlichen Leben nichts zu tun hat; denn das Leben ist nicht nur Gesetz und unfreies Handeln, es bedeutet auch ein Abweichen vom vorgezeichneten Weg. Der reine Zufall ist natürlich an nichts gebunden; er erkennt keinen Zweck und keine Absicht an. Ein Leben, nur dem Zufall ergeben, ist Tand und letzten Endes sinnlos.

Das Produktive, das dem Leben entspringt, kommt durch den Konflikt Dämon - Tyche zustande. Dämon und Tyche sind unvereinbar, in ihrem gegenseitigen Einwirken doch zweckvoll und notwendig. Hans Leisegang sieht diese gegenseitige Beeinflussung als ein Schweben in der Spannung zwischen zwei Polen:

Das Menschenleben erscheint als ein Schweben zwischen zwei unversöhnlichen Gegensätzen: der Freiheit und dem Anspruch auf Selbstbestimmung auf der einen, der allmächtigen Zeit und dem ewigen Schicksal auf der anderen Seite, zwischen Dämon und Tyche, zwischen dem gegenwärtigen Augenblick und der Ewigkeit.[1]

Die zielstrebige Entelechie steht schon eine Stufe höher in der Rangordnung als das elementare Dämonische. Obwohl gleich in ihrem Ursprung, ist die Entelechie doch weiter entwickelt.

---

[1]Hans Leisegang, op. cit., S. 27.



Dem reinen dämonischen Lebenstrieb mangelt noch die moralische Festigung. Die Urkraft, manchmal auch Originalität genannt, ist

das Elementare, aus dem noch alles werden kann, das, was vor der Scheidung in Gut und Böse wirkt und sich in Widersprüchen manifestiert, das durch Verstand und Vernunft nicht Aufzulösende.[1]

Das Problem besteht jetzt darin, dass es dem Zufälligen ja auch an Vernunft mangelt. Ein von der Vernunft durchdrungenes und regiertes Prinzip würde jedoch eine vernunftslose Einheit ergänzen, und beide Mächte würden sich in einem vereinheitlichten Begriff auflösen, was dem Gesetz der Polarität widerspräche.

Die Polarität zwischen Dämon und Tyche bleibt bestehen; sie kann sich nicht auflösen. Das wandelbar Zufällige widerspricht dem unwandelbar Zielstrebigen. Die Entwicklung geht weiter, ohne dass der Kern, der sich entwickelt, verloren wird. Was sich durch den Widerspruch Dämon - Tyche verändert, ist die Breite der Richtung, die zu einem noch dunklen Ziel führt. Die Möglichkeit einer weiter ausgreifenden Erfahrung ist dadurch gegeben. Die Originalität verliert ihren exklusiven Anspruch, indem sie der Kollektivität einen Platz im Persönlichkeitsgefüge einräumen muss. Vernunft ist in einem latenten Trieb nicht enthalten und kann auch durch das Zufällige nicht beigefügt werden. Aus der vernunftslosen

---

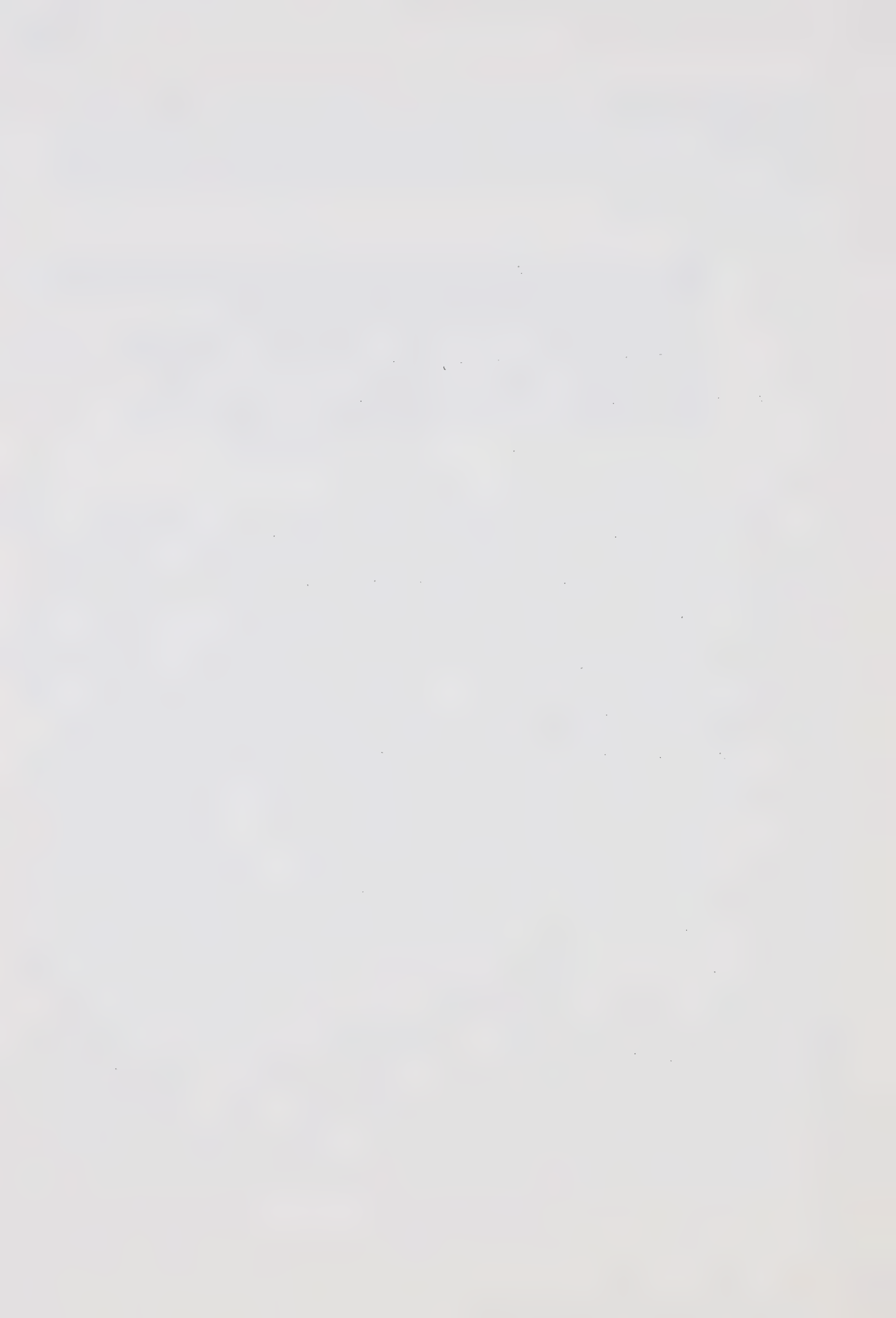
[1] Joachim Müller, Der Augenblick ist Ewigkeit, (Leipzig: Koehler & Amelang, 1960), S. 69.



oder besser gesagt Vernunft nicht bedürfenden Spannung zwischen Dämon und Tyche wird ein Drittes möglich: Eros, die Flamme der Liebe:

> Die bleibt nicht aus! Er stürzt vom Himmel nieder,
> Wohin er sich aus alter Öde schwang,
> Er schwebt heran auf luftigem Gefieder
> Um Stirn und Brust den Frühlingstag entlang,
> Scheint jetzt zu fliehn, vom Fliehen kehrt er wieder,
> Da wird ein Wohl im Weh, so süss und bang.
> Gar manches Herz verschwebt im Allgemeinen,
> Doch widmet sich das edelste dem Einen.
>
> ("Eros")

Die Liebe bleibt nicht aus, das dürfen wir annehmen. Hier, in den "Urworten", ist es Eros, der Gott der Liebe, ein überirdisches Wesen. Im physischen Sinne ist dieser Vorgang nicht zu verstehen; er ist symbolisch für das Einsetzen dieser Regung, das ja begründet werden muss. Liebe ist demnach von einer höheren Instanz eingesetzt. Sie ist unabhängig von Dämon und Tyche, bedarf aber der Spannung zwischen den beiden Begriffen, um zu zünden. Wir müssen noch bedenken, dass nicht nur ein Dämon in diesen Prozess hineingezogen wird. Liebe beschränkt sich gewöhnlich nicht auf eine Person, sondern erstreckt sich auf das Verhältnis zweier Personen. Wenn jede dieser Personen einen verschiedenen dämonischen Trieb hat, was ja sein muss, können Konflikte entstehen. Das Zufällige kann man nicht auf eine Person beschränken; es ist immer abstrakt. Das Dämonische ist persönlich, spezifisch, immer auf eine Person beschränkt. Nur als absoluter Wert und Antipol zu Tyche steht es doch aus-



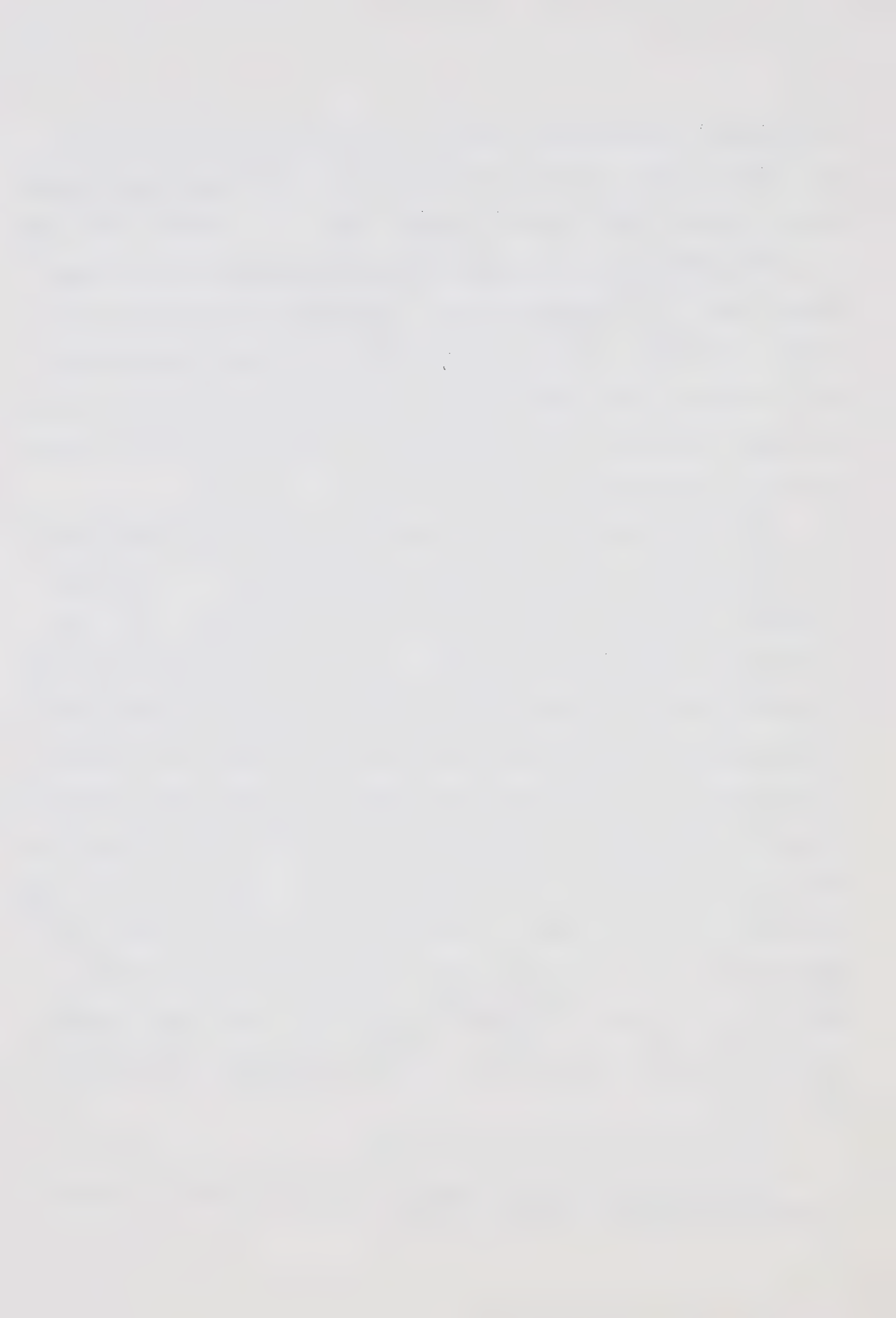
serhalb der persönlichen Grenze. Der Dämon eines Menschen, ganz verschieden von dem eines anderen, hat doch einen elementaren Begriff, der beiden gemeinsam ist. So bewirkt die Liebe eine Einschränkung des Dämonischen schlechthin; es wird gebunden und bleibt dennoch frei. Die Bindung der dämonischen Kräfte durch die Liebe ist das "Weh", die Bereicherung durch die geliebte Person das "Wohl". Praktisch werden also zwei dämonische Einheiten zusammengekettet. Jede verliert dadurch an Gewicht, zusammen aber sind sie stärker als zuvor.

Ist die Liebe nun eine notwendige Aufstufung eines polaren Widerspruchs, wie er aus der Antinomie Dämon - Tyche hervorgeht, oder steht sie ausserhalb der Polarität? Carl Riemann meint: "Der polare Wechsel wird von der die ganze Schöpfung erfüllenden Urliebe beherrscht".[1] Demnach ist die menschliche Liebe nur der Abglanz einer höheren Liebe. Auch Erich Trunz sieht in dem Schleier der irdischen Liebe eine Verhüllung höherer Verhältnisse.[2] Dann muss die Liebe schon im Dämon enthalten sein und durch Tyche nur angezündet werden. Meiner Meinung nach geht die Liebe aus der polaren Spannung Dämon - Tyche hervor. Dadurch bekommt die Polarität einen konkreten Sinn, der im Leben unmittelbar wahrgenommen wird und den Menschen befriedigt. Die Urliebe ist das göttliche Prinzip, das

---

[1]Carl Riemann, op. cit., S. 165.

[2]Erich Trunz, "Das Vergängliche als Gleichnis in Goethes Dichtung", Goethe 16, 1954, S. 52.



auch die Polarität eingesetzt hat, um sich darin zu verwirklichen.

Die beiden letzten Zeilen der Strophe "Eros" fordern das Sich-Beschränken, das Zurückgehen zum Innersten:

> Gar manches Herz verschwebt im Allgemeinen,
> Doch widmet sich das edelste dem Einen.

Was verlangt wird, ist die atomistische Einstellung zum Leben, wohlbemerkt nicht nur als Denkform, sondern als praktischer Lebensstil. Diese Systole, wie Goethe diese innere Einstellung auch nennt, kommt wieder in dem Gedicht "Vermächtnis" zum Ausdruck, wo es heisst:

> Sofort nun wende dich nach innen,
> Das Zentrum findest du da drinnen,
> Woran kein Edler zweifeln mag.

Im Innern allein, also in der Selbsterkenntnis kann der Mensch sich über den Zweifel hinwegsetzen. Während es für den einzelnen dahin gestellt sei, sich selbst zu erkennen und in seiner Seele die Harmonie mit dem All zu verspüren, darf in dem liebenden Verhältnis zwischen zwei Menschen kein Irrtum oder Zweifel bestehen, sonst ist die Liebe nicht echt. Das Eine ist demnach die menschliche Liebe, zu der der Mensch fähig ist, während das Allgemeine die göttliche Urliebe bedeutet, die der Mensch nicht unmittelbar wahrnehmen kann; denn die göttliche Liebe verspürt er erst, wenn ihm durch die menschliche Liebe das Verständnis für die Liebe überhaupt gegeben



ist.

Eros dürfen wir nun als eine Begriffssteigerung sehen. Dämon und Tyche vermögen sich zur Liebe zu steigern. Liebe steht dem göttlichen Willen näher als Dämon oder Tyche; denn Eros ist zugleich die Auswirkung des polaren Konfliktes Dämon - Tyche und die Grundlage zu einem neuen polaren Paar. Liebe bedeutet dem Menschen Erfüllung, doch eine wahre Erfüllung ist auf dieser Stufe noch nicht möglich; denn sobald der Mensch erfüllt ist, trachtet er zu beharren und der Weiterentwicklung abzusagen. Darum tritt jetzt Anangke auf, die Nötigung, um den Menschen aus dem bedrohlichen Beharren zu reissen:

> Da ist's denn wieder, wie die Sterne wollten:
> Bedingung und Gesetz; und aller Wille
> Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten,
> Und vor dem Willen schweigt die Willkür stille;
> Das Liebste wird vom Herzen weggescholten,
> Dem harten Muss bequemt sich Will' und Grille.
> ("Anangke")

Das harte Muss schaltet sich ein und reisst den Menschen aus dem Wahn der Seligkeit, in den er sich durch die Liebe gestürzt hat. Anangke steht Eros also polar gegenüber. Zwang und Liebe sind unvereinbar; trotzdem sind beide notwendig, um die Entwicklung des Menschen abzurunden. Durch die Nötigung vollzieht sich ein Rückgriff auf das Anfängliche. Die Sterne, unter deren Einwirkung Dämon in die Welt kam, machen ihr Recht geltend. Tyche und Eros haben den dämonischen Le-



benstrieb gefährdet. Der Wesenskern hat zwar nicht an Bedeutung verloren, ist aber durch die Fülle erstickender Umstände in den Hintergrund getreten. Das darf nicht sein; denn der Mensch ist nicht ganz sich selbst überlassen. Der Wille, das göttliche Ordnungsprinzip, muss über zweifelhaftes und willkürliches Wollen erhaben sein.

Wie schon erwähnt ist das Damönische nicht frei, seinen eigenen Weg zur Vollkommenheit zu suchen. Die polare Einwirkung des Zufälligen öffnet einen breiteren Weg für die sich entwickelnde Entelechie. Hier sei bemerkt, dass die Entwicklung im Grunde genommen eine Selbstbestätigung ist. Der Konflikt zwischen Dämon und Tyche steigert sich zur Liebe, die in irdischer Gebundenheit doch nur Ahnung bleibt. Um die Spirale höher zu schrauben, bedarf es der Nötigung, die zu der Liebe in widersprüchlichem Verhältnis steht. Ebenso wie die Liebe geht die Nötigung aus dem Verhältnis Dämon - Tyche hervor. Der Zwang manifestiert sich in dem Drang des Dämon, sich selbst zu sein. So ist Anangke eigentlich nicht ein Neues, das zu einem gewissen Zeitpunkt auftritt, sondern das gegebene Drängen des dämonischen Triebes nach Verselbstung. Alles geht zurück auf die Sterne, unter deren Konstellation Dåmon erzeugt wurde, und vor denen er nur scheinbar fliehen konnte:

> So sind wir scheinfrei denn nach manchen Jahren
> Nur enger dran, als wir am Anfang waren.
> ("Anangke")



Joachim Müller sieht den immerwährenden Konflikt des Dämonischen in der Polarität Wille - Nötigung. Den Willen nennt er Originalität, die Nötigung besteht für ihn in der Kollektivität.[1] Im übertragenen Sinne ist diese Idee stellvertretend fur Goethes Auffassung der Systole und Diastole, dem Verselbsten und Entselbstigen, von dem später noch die Rede sein wird. Hier jedoch müssen wir zuerst den Willen näher betrachten. Wie bei der Liebe müssen wir auch beim Willen zwischen menschlicher und göttlicher Instanz unterscheiden. Im Vergleich zum göttlichen Willen, der absolut und unbeschränkt feststeht, ist der menschliche Wille nur ein zaghaftes Wollen. Eine Polarität zwischen Wille und Wollen besteht nicht, es sei denn die zwischen Gott und Mensch, die aber nicht im Vergleich mit anderen Polaritäten definiert werden kann.

Die letzte Strophe der "Urworte" mutet uns fast mystisch an. Sie transzendiert die vorhergehenden. Dynamisch schwingt sich die Hoffnung über die Gebundenheit des Daseins hinweg:

> Doch solcher Grenze, solcher eh'rnen Mauer
> Höchst widerwärt'ge Pforte wird entriegelt,
> Sie stehe nur mit alter Felsendauer!
> Ein Wesen regt sich leicht und ungezügelt:
> Aus Wolkendecke, Nebel, Regenschauer
> Erhebt sie uns, mit ihr, durch sie beflügelt;
> Ihr kennt sie wohl, sie schwärmt durch alle Zonen;
> Ein Flügelschlag - und hinter uns Äonen!
> ("Elpis")

---

[1]Joachim Müller, Der Augenblick ist Ewigkeit, (Leipzig: Koehler & Amelang, 1960), S. 21.



Die Grenze, die überwunden wird, bezieht sich nicht allein auf Anangke. Es ist die irdische Beschränktheit, die zurückgelassen wird. Das war von Anfang an das Ziel und die Absicht des Dämon, seine latenten Eigenschaften zu voller Grösse zu entfalten. Elpis selbst ist nicht das Ziel, das dem Menschen vorschwebt; denn die Hoffnung ist irdisch und kann die Natur nicht transzendieren. Nur im geistigen Bereich ist eine Annäherung an den Zustand der Vollkommenheit möglich. Da sich aber Natur und Geist nicht trennen lassen, bleibt das wirkliche Ziel im Dunkeln, weil es im Leben nicht erreicht werden kann. Elpis ist die letztmögliche Steigerung, die es gibt. Sie geht aus dem Widerspruch Eros - Anangke hervor, der schon eine gesteigerte Polarität darstellt. Der Kreis schliesst sich. Die Macht, die den Dämon in die Welt gesetzt hat, ruft ihn wieder zu sich. Es ist eine Rückkehr in den Ursprung des Seins, der selber im ewigen Werden begriffen ist. Das Monadenhafte des Dämon löst sich dabei nicht auf, es steigert sich. Der Weg geht von Freiheit durch Gebundenheit wieder zur Freiheit, wobei wir beachten müssen, dass die Freiheit durch den Gegenpol der Gebundenheit erst zur richtigen Geltung kommt.

Was wir in den "Urworten" vorfinden, ist eine Verbindung der Entelechienlehre mit der Monadenlehre. Diese Verbindung sieht Hermann Glockner in den Gedichten "Eins und Alles" und "Vermächtnis", und es liegt nahe, sie auch in den "Urworten" festzustellen.[1] Zwar war sie nicht Goethes erste Absicht,



aber sie besteht doch unverkennbar. Die Entelechie ist "ein Wesen, das immer in Funktion ist".[2] Dieser Vorgang ist ein Werden. Die Monade ist auch eine Entelechie, die unter gewissen Bedingungen zum Vorschein kommt. Die Monade aber rotiert eigentlich nur um sich selbst; sie kommt von ihrer Vorgeformtheit nicht los.[3] Der Werdegang der Persönlichkeit verkörpert beide Begriffe. Das Leben ist demnach eine geleitete Entwicklung, in dem Gesetz und Freiheit einander ausgleichen. "Die Funktion der Entelechie ist das Dasein, in Tätigkeit gedacht".[4] Hier kommen wir wieder zurück auf die elementaren Begriffe Sein und Werden. Im Leben, in der Entwicklung soll das Sein geläutert werden. Die Funktion des Menschen besteht nicht darin, sich zu verändern, sondern lediglich in der Notwendigkeit, sich zu bilden. Dadurch würdigt er seinen Ursprung. Im Werden, in der funktionellen Tätigkeit liegt dann das Ideal des Menschen; denn nur im Streben nach dem Höheren wird er seiner Aufgabe gerecht. Unter Tätigkeit ist nicht die absolute Tat gemeint. Statt dessen hebt Goethe die Polarität Denken und Tun in den Vordergrund. Aus der Erkenntnis der Polarität geht

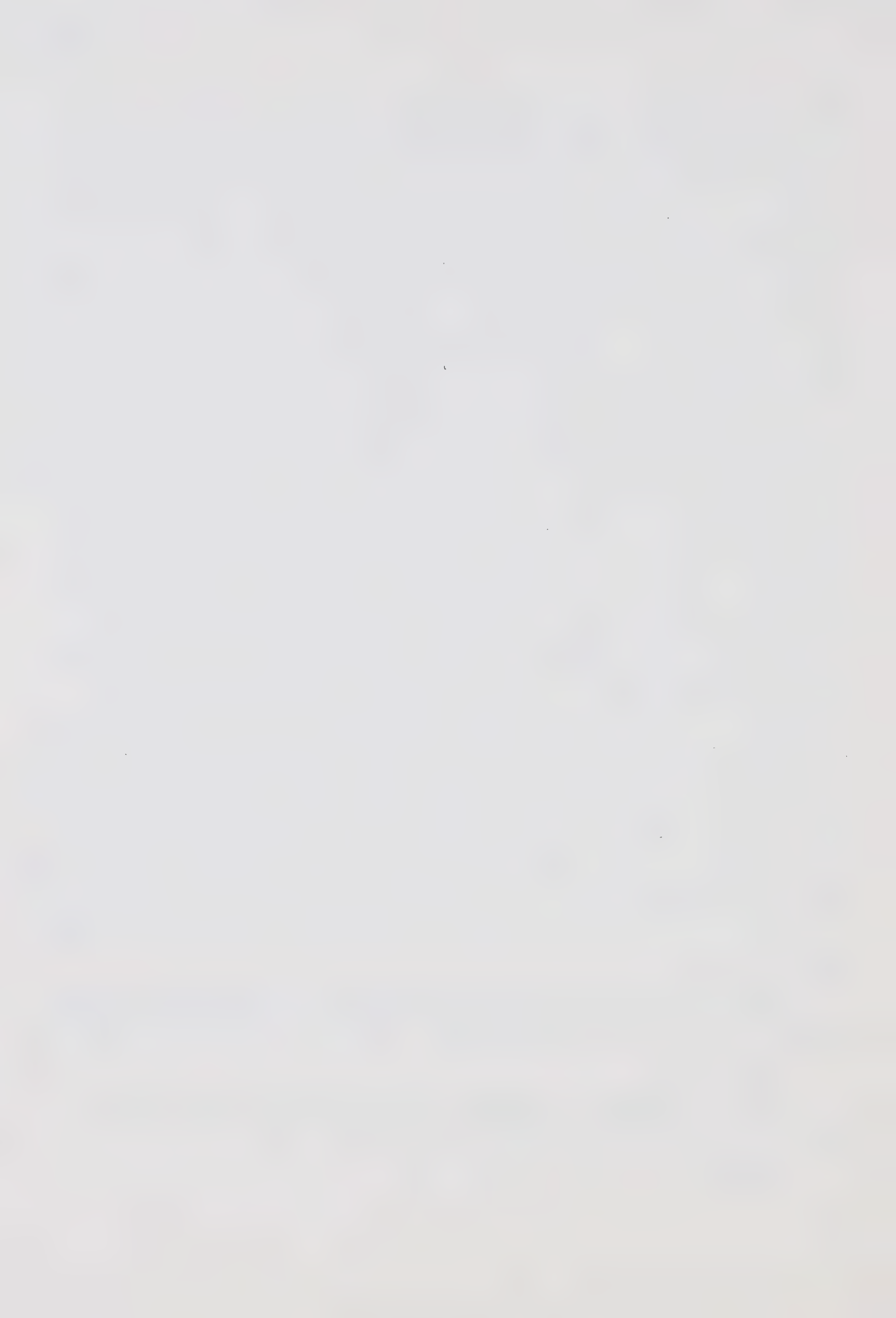
---

[1]Hermann Glockner, "Eins und Alles", _Die Sammlung; Zeitschrift fur Kultur und Erziehung_, Jahrg. 15, 1960, S. 650.

[2]_MR_ 44.

[3]Eduard Spranger, _Goethes Weltanschauung_, (Wiesbaden: Insel Verlag, 1949), S. 40.

[4]_MR_ 45.



nicht unbedingt die Wahrheit hervor. Das eigentliche Problem, den Sinn der Polarität zu erfassen, wird dabei noch nicht gelöst. Man gewinnt lediglich die Überzeugung, das Problem erkannt und den rechten Weg zum Verständnis des Höheren eingeschlagen zu haben. Goethe macht keinen Hehl aus dieser Auffassung:

Man sagt, zwischen zwei entgegengesetzten Meinungen liege die Wahrheit mitten inne. Keineswegs! Das Problem liegt dazwischen, das Unschaubare, das ewig tätige Leben, in Ruhe gedacht.[1]

Das Problem ist das Unschaubare, das zu erfassen wir streben müssen. Dieses unschaubar Göttliche äussert sich auch in einer Polarität. Es ist Tat, Ruhe und Denken zugleich. Die Begriffe verkörpern immer noch die Polarität, aber sie wirken nicht mehr auseinander; vielmehr haben sie sich in einen Kreis geschlossen, dessen Realisierung für menschliche Begriffe noch nicht möglich ist.

Die Erkenntnis des polar gestalteten Göttlichen bestärkt den Menschen in seinem Versuch, die polaren Lebensmächte wahrzunehmen, zu akzeptieren und darüber hinaus auch zu streben, der Idee der Polarität in Denken und Handeln gerecht zu werden. Sicherheit ist dem Menschen nicht gegeben, Überzeugung beruht jedoch auf menschlichen Aneignungen. Fur Goethe ist andererseits das Erkennen ein Aperçu, die "lebendig-augenblickliche

---

[1]<u>MR</u> 417.



Offenbarung des Unerforschlichen".[1] Durch das Aperçu gewinnt der Mensch Einsicht in die göttlichen Verhältnisse und Gewissheit, dass nichts auf Erden unnutz oder willkürlich ist. Wenn der Mensch in der Lage ist, das Göttliche zu schauen, sei es auch nur in einem Geistesblitz, bestätigt sich ihm die Ahnung, dass ein höherer Trieb in seinem Innern herrscht und dass die Aussicht besteht, die Nacht der Ferne zu überwinden. Was das Aperçu bedeutet, bekundet Goethe wie folgt:

> Alles, was wir Erfinden, Entdecken im höheren Sinne nennen, ist die bedeutende Ausübung, Betätigung eines originalen Wahrheitsgefühles, das, im stillen längst ausgebildet, unversehens, mit Blitzesschnelle zu einer fruchtbaren Erkenntnis führt. Es ist eine aus dem Innern am Äussern sich entwickelnde Offenbarung, die den Menschen seine Gottähnlichkeit vorahnen lässt. Es ist eine Synthese von Welt und Geist, welche von der ewigen Harmonie des Daseins die seligste Versicherung gibt.[2]

Die wichtigste Idee hierbei ist wohl die der ewigen Harmonie, die dem Dichter vorschwebt. Wie sind nun Polarität und Harmonie zu vereinbaren? Wenn wir die beiden Stellen vergleichen, in denen Goethe zu der Polarität Tun und Denken Stellung nimmt, ergibt sich folgendes: für die Funktion der Entelechie ist das Dasein massgebend, in Tätigkeit gedacht, die Harmonie im Jenseits verbürgt ewig tätiges Leben, in Ruhe gedacht. Problematisch ist, dass Ruhe und Denken nicht unmittelbar mit Tätigkeit in harmonische Verbindung gebracht werden können. Folglich besteht eine Doppelpolarität, deren Pole ineinander grei-

---

[1] _MR_ 752.

[2] _MR_ 364.



fen. Diese Polarität lässt sich auflösen, wenn folgendes beachtet wird: Denken und Ruhen stehen sich nicht polar gegenüber. Goethe gebraucht diese Begriffe verschiedentlich, um den Nachdruck seiner Gedanken etwas zu verschieben. Im Dasein, also im irdischen Leben, sind Denken und Tun von grösserer Bedeutung als im überirdischen Bereich, wo der Sinn da ist. Dort manifestiert sich nur noch das Beharren und das Bewegen, das immerwährende Erneuern ewiger Substanz. Im Leben ist die Ruhe nur im Zusammenhang mit Denken möglich, und beide stellen den Gegenpol zur Tat dar.

Der wichtigste Gegensatz in diesem Zusammenhang bleibt für den Menschen immer noch der zwischen Denken und Tun. In _Wilhelm Meisters Lehrjahren_ formuliert Goethe präzis diesen Widerspruch: "Der Sinn erweitert, aber lähmt; die Tat belebt, aber beschränkt".[1] Als polares Paar sind diese Begriffe rational nicht aufzulösen. Was Goethe beabsichtigt, ist "die Bereiche des Ewigen und des Vergänglichen gegeneinanderzuarbeiten".[2] Nur in der gegenseitigen Einwirkung des Endlichen mit dem Unendlichen ist ein produktives Resultat der Antinomie Denken - Tun möglich. Im Leben äussert es sich "durch das von der Vernunft geleitete Tun, durch das sich im wirklichen Leben voll-

---

[1]Johann Wolfgang von Goethe, _Wilhelm Meisters Lehrjahre_, _Hamburger Ausgabe_ VII, S. 550.

[2]Erich Trunz, "Anmerkungen zu Goethes Altersgedichten", _Hamburger Ausgabe_ XII, S. 702.



ziehende Denken des Menschen".[1] Im Wechselspiel, im Hin- und Herbewegen zwischen beiden Polen gelingt es, beide Begriffe auszunutzen und in einen schöpferischen Prozess zu leiten. Wieviel Gewicht Goethe auf diese Idee legt, geht aus einem Zitat aus _Wilhelm Meisters Wanderjahren_ hervor:

> Denken und Tun, Tun und Denken, das ist die Summe aller Weisheit, von jeher anerkannt, von jeher geübt, nicht eingesehen von einem jeden. Beides muss wie Aus- und Einatmen sich im Leben ewig fort hin und wider bewegen; wie Frage und Antwort sollte eins ohne das andre nicht stattfinden....[2]

Die Summe aller Weisheit ist bestimmt ein hoher Begriff. Er wird gerechtfertigt in der Möglichkeit, die man diesen Worten entnehmen kann, nämlich "dass der Sinn erweitert, ohne zu lähmen, und die Tat belebt, ohne zu beschränken".[3] Um diesen Gedanken voll auszuwerten, bedarf es einer genaueren Betrachtung von Goethes Idee der Steigerung, die von dem Begriff der Polarität nicht getrennt werden darf.

---

[1]Erich Trunz, op. cit., S. 702.

[2]Johann Wolfgang von Goethe, _Wilhelm Meisters Wanderjahre_, _Hamburger Ausgabe_ VIII, S. 263.

[3]Erich Trunz, op. cit., S. 702.



II. POLARITÄT UND STEIGERUNG

1. Steigerung als Auswirkung des Polaritätsgesetzes

Polarität und Steigerung sind der Kern von Goethes Weltanschauung. "Goethe legt den Akzent ebenso sehr auf die polare Bewegung wie auf deren Resultat".[1] In einem Brief an Kanzler von Müller vom 24. Mai 1828 formuliert Goethe einen wichtigen Gedanken, den er erst im Alter voll und klar erkannte. Es ist

> die Anschauung der zwei grossen Triebräder aller Natur: der Begriff von Polarität und von Steigerung, jene der Materie, insofern wir sie materiell, diese ihr dagegen, insofern wir sie geistig denken, angehörig; jene ist in immerwährendem Anziehen und Abstossen, diese in immerstrebendem Aufsteigen. Weil aber die Materie nie ohne Geist, der Geist nie ohne Materie existiert und wirksam sein kann, so vermag auch die Materie sich zu steigern, so wie sichs der Geist nicht nehmen lässt, anzuziehen und abzustossen; wie derjenige nur allein zu denken vermag, der genugsam getrennt hat, um zu verbinden, genugsam verbunden hat, um wieder trennen zu mögen.[2]

Aus diesem Ausspruch geht hervor, dass die Polarität in direktem Bezug zur Materie steht, während die Steigerung in den geistigen Bereich verlegt wird. Nun verkörpern Geist und Materie aber ein polares Paar, was jedoch nicht bedeutet, dass Polarität und Steigerung sich polar gegenüberstehen; denn Goethe

---

[1] Franz Koch, Goethes Gedankenform, (Berlin: Walter de Gruyter & Co., 1967), S. 3.

[2] Johann Wolfgang von Goethe, Naturwissenschaftliche Schriften, Hamburger Ausgabe XIII, S. 48.



wendet sogleich ein, dass Geist und Materie nicht unabhängig von einander bestehen können. So manifestieren sich auch im geistigen Bereich Polaritäten, wie der Materie eine Steigerung nicht untersagt ist. Das Wort Steigerung gibt uns schon einen festen Anhaltspunkt, wie der Begriff zu verstehen ist. An anderen Stellen auch Aufstufung genannt, bezweckt die Steigerung eine Vergeistigung und Reinigung unvollkommener Phänomene. Indem sich diese Phänomene, die wir in irdischer Gebundenheit durch menschlich begrenzte Sinne wahrnehmen, aus ihrer Unvollkommenheit lösen, wird ihnen ein höherer Sinn zuteil. Wenn es gelingt, aus dem Einen, das wir nur als einzelnes begreifen können, das Viele oder das Allgemeine abzuleiten, erreicht dieses Eine eine höhere Bedeutung. Es steigert sich über seine Funktion als einzelnes hinaus. Da das Allgemeine sich auch zu steigern vermag, die Vielheit wieder zur Einheit werden kann, ist es nicht lediglich der Zweck der Steigerung, das polare Paar Einheit - Vielheit in seiner Bedeutung zu bestärken, sondern darüber hinaus auch die Polarität selber aufzuwerten. Wohin die Aufwertung der Polarität führt, bleibt vorerst noch im Dunkeln; denn auf diesem Niveau steht der Mensch dem eigentlich Unerforschlichen gegenüber. Goethe vermag dem Ziel der Steigerung keinen konkreten Begriff zu geben:

Was in die Erscheinung tritt, muss sich trennen, um nur zu erscheinen. Das Getrennte sucht sich wieder, und es kann sich wieder finden und vereinigen; im niedern Sinne, indem es sich nur mit seinem Entgegengestellten vermischt, mit demselben zusammentritt, wobei die Erscheinung Null oder wenigstens gleich-



gültig wird. Die Vereinigung kann aber auch im höhern Sinne geschehen, indem das Getrennte sich zuerst steigert und durch die Verbindung der gesteigerten Seiten ein Drittes, Neues, Höheres, Unerwartetes hervorbringt.[1]

Das Dritte, das aus der gesteigerten Polarität hervorgeht, ist neuer und höher als das Vorhergehende. Es ist unerwartet, das heisst, man kann es nicht im voraus bestimmen. Erst wenn man es sieht, erkennt man es. So kommt eine Folge von Wahrnehmungen zustande, die auf der phänomenologischen Methode des Erkennens beruht.

Hauptsächlich in seinen naturwissenschaftlichen Schriften setzt sich Goethe mit der Definition von Polarität und Steigerung auseinander. Die Farbenlehre wäre ohne diese Begriffe nicht denkbar. Im physikalischen Bereich können Polaritäten unmittelbar wahrgenommen werden, und auch die Steigerung der polaren Manifestationen lässt sich unvermittelt feststellen. Doch das Schema des Polaritätsgesetzes geht über den physikalischen Bereich hinaus. "So stehen stets die an der Naturforschung gewonnenen Gedankengänge und Bezeichnungen zum Übergang zu Philosophie und Dichtung bereit".[2] Auch in Goethes Denkweise und Arbeitsmethode vollzieht sich eine Steigerung. Das, was in der Materie erkannt wird, kann ohne grosse Schwierig-

---

[1]Johann Wolfgang von Goethe, Sämtliche Werke, Weimarer Ausgabe, Abteilung 2, Band 11, S. 164.

[2]Erich Trunz, "Anmerkungen zu Goethes Naturwissenschaftlichen Schriften", Hamburger Ausgabe XIII, S. 560.



keiten auf den geistigen Bereich übertragen werden. Das muss geschehen, wenn Geist und Materie nicht permanent getrennt werden sollen. Indem sich die Materie steigert, wird ihr der Geist unentbehrlich, wie auch der Geist seine Verwandtschaft zur Materie nicht ableugnen kann.

Was wir ohne weiteres akzeptieren können, ist, dass die Steigerung über der Polarität steht und für den Menschen und Dichter Goethe nur im Alter möglich ist.[1] Steigerung setzt Polarität voraus; darüber besteht kein Zweifel. In der Welt der Erscheinungen lassen sich neben dem prinzipiellen Polaritätsgesetz auch die gesteigerten Pole feststellen. Wohlbemerkt hebt die Steigerung die Polarität nicht auf. Unvereinbare Gegensätze können nicht überwunden werden, doch eine Harmonie ist auch im Widerspiel möglich; denn die polare Gegensätzlichkeit ist nicht willkürlich. Sie hat vielmehr Sinn und Vorbestimmung und verfolgt ihren Zweck mit genauer Absicht. Auf den gemeinsamen Nenner braucht die Polarität auch nicht zu verzichten. Sie hat ihn einerseits in der Idee der Polarität, in ihrem abstrakten Wesen, andererseits in dem Dritten und Neuen, das aus der Steigerung hervorgeht. Dieses Dritte ist nur möglich, wenn beide Pole sich steigern und eben auf das Dritte hinausarbeiten. Indem sich die Steigerung vollzieht und das Dritte einsetzt, hat die Polarität ihren Zweck erfüllt, muss jedoch bestehen blei-

---

[1]Franz Koch, Goethes Gedankenform, passim.



ben, weil der neue Begriff, was immer er auch sei, nicht das absolute Endziel darstellt. Das Einsetzen und das Auflösen eines Widerspruches dürfen nicht als Anfang und Ende einer Entwicklung festgesetzt werden, sonst bleibt die Entwicklung ohne dauernden Wert; denn sobald feste Grenzen als absolut gelten, war die Entwicklung nur statisch, weil das Ziel absehbar und nur praktisch zweckhaft war. Das Ideale würde sich im Realen verlieren, was unannehmbar ist; denn die Polaritätsregel lässt sich als absoluter Begriff nicht durch Ausnahmen bestätigen. Darum muss das, was aus der Steigerung hervorgeht, neu und unerwartet sein.

Die Steigerung darf die Polarität nicht auflösen oder polare Widersprüche irgendwie verbinden. Wenn sich zwei Pole steigern, bedeutet das nicht, dass sich die Polarität verändert. Sie bleibt bestehen wie zuvor und behält ihre Wirkung bei. Ihr Funktionsbereich dagegen erweitert sich. Die fruchtbare Spannung zwischen den einzelnen Polen ist nicht latent und starr; denn auch diese Spannung muss wirken, um ihre Existenz zu verwirklichen. In der Betrachtung der steigerungsfähigen Pole ist Vorsicht geboten. Spruch 24 der Alterslyrik mag als Beispiel dienen:

> Nichts vom Vergänglichen,
> Wie's auch geschah!
> Uns zu verewigen
> Sind wir ja da.

Aus diesem Spruch leitet man leicht die Auffassung ab, dass



die Ewigkeit eine Steigerung über die Vergänglichkeit sei. Es besteht kein Zweifel, dass Goethe den Drang, sich zu verewigen, über die Vergänglichkeit stellt. Vergessen wir jedoch nicht, dass die Steigerung sich nie auf einen Pol allein bezieht und den anderen unberücksichtigt lässt. Um wirksam zu sein und überhaupt in Betracht gezogen zu werden, muss die Steigerung sich in gleicher Fülle über beide Pole erstrecken. Nun müssen wir beachten, dass Vergänglichkeit und Ewigkeit kein polares Paar sind. Setzen wir Ewigkeit als höheren Begriff ein, der über der Vergänglichkeit steht, dann muss auch der Gegenpol zur Vergänglichkeit in Betracht gezogen werden, nämlich die Beständigkeit. Wir finden also in den Begriffen des Beständigen und des Vergänglichen ein polares Paar vor, das sich auch steigern lassen sollte. Leider sind die erwähnten Begriffe vorbelastet. Beständigkeit lässt sich leicht mit Ewigkeit verbinden, Vergänglichkeit jedoch widerspricht ihr. Etwas Vergängliches kann der Definition nach nicht ewig sein. Da Vergänglichkeit aber nicht ohne ihren Gegenpol Beständigkeit existiert, dürfen wir den erstgenannten Begriff nicht ohne weiteres abwerten. Vergänglichkeit als Begriff ist absolut, aber nicht ausschliesslich und nicht das letzte Ende aller Dinge. Als Widerspruch zu Beständigkeit bekommt sie in diesem Zusammenhang erst einen Sinn. Das Wechselspiel beständiger und vergänglicher Elemente kann sich steigern. Nichts ist unwandelbar dauernd und nichts dem Verfall unterworfen. Eine Sache vergeht, um in anderer, neuer



Form wieder aufzutreten. Durch diese wechselseitige Bewegung wird die Ewigkeit garantiert. Zeitlichkeit wird nicht aufgehoben, aber die Dauer dennoch bestätigt.

Steigerung bedeutet also nicht, dass ein gewöhnlicher Begriff durch einen höheren ersetzt wird, oder dass sich das Geringere zu etwas Höherem steigert. Der höhere, manchmal auch nur neue Begriff beruht lediglich auf der polaren Spannung zweier elementarer Begriffe. Die Pole selbst bleiben, was sie sind. Kommen wir zurück auf die prinzipielle Bedeutung der Polarität. Obwohl sie sich widersprechen, bestätigen die Pole einander. Das ist auch der Fall mit Vergänglichkeit und Beständigkeit. Sobald ein Faktor besteht, der von beiden Begriffen Gebrauch macht, können diese Begriffe in einem neuen Licht gesehen werden. Es kommt hauptsächlich auf die Bewertung an. Etwas kann vergehen, was nicht heisst, dass es vergessen wird. Obwohl es vergangen ist, also nicht mehr unmittelbar wahrnehmbar ist, hat es doch seine Bedeutung nicht verloren. Der Wert, der daraus hervorgegangen ist, kann jederzeit verwendet werden; er ist beständig. Es gibt wohl kein besseres Beispiel dafür als das Leben. Im Leben wechseln Vergangenes und Beständiges miteinander ab, sowohl im Leben des einzelnen als im Leben überhaupt. Goethe bekräftigt das nachdrücklich in der fünften Strophe des Gedichtes "Vermächtnis":

> Geniesse mässig Füll' und Segen,
> Vernunft sei überall zugegen,



> Wo Leben sich des Lebens freut.
> Dann ist Vergangenheit beständig,
> Das Künftige voraus lebendig,
> Der Augenblick ist Ewigkeit.

Vergangenes und Beständiges sind jedes auf seine Art ewig. In der Ewigkeit, also in dem Dritten, wird die Polarität versöhnt. Wilhelm Flitner sieht die Auflösung der Polarität folgendermassen:

> Im Strom des Lebens unablässigen Vergehens und Entstehens bleiben wir selbst vergänglich, aber doch auf unvergängliche Wahrheit bezogen und damit inmitten irdischer Aufgaben; in treuer Pflichterfüllung und redlicher Wirksamkeit hat alles schnell verwehende gelungene Tun Bedeutung, weil es auf den unvergänglichen metaphysischen Lebensgehalt deutet, auf Gottes Sein, in dem alles irdisch-bewegte Sein _ruht_.[1]

Dem Vergehen entspricht nicht nur die Antinomie Bestehen, sondern auch das Entstehen, was wiederum auf Tätigkeit zurückdeutet. Vergehen und Entstehen sind aktiv, sie gehen aus der Tätigkeit hervor. Vergänglichkeit und Beständigkeit sind dagegen rein gedankliche Begriffe. Da nun Denken und Tun, Tat und Ruhe auch Polaritäten verkörpern, kann ein gesteigerter Begriff zugleich wieder Antipol zu einem anderen Begriff sein. Die tätigen Begriffe Entstehen und Vergehen steigern sich zu Bestehen. Bestehen ist ein Zustand mit Dauer und Folge, der unmittelbar wahrgenommen wird. Wenn wir nun Gaston Graul beipflichten, dass Wahrheit die Übereinstimmung des Denkobjektes

---

[1]Wilhelm Flitner, "Reine Tätigkeit", _Goethe_ 3, 1938, Sn. 152-153.



mit dem formalen Denkprinzip ist und dass zweckmässige Wahrheit Unmittelbarkeit hat, können wir Bestehen mit Beständigkeit gleichsetzen.[1] Als Denkprinzip aber findet die Beständigkeit ihren Gegenpol in der Vergänglichkeit, und diese beiden Begriffe stufen sich auf zur Ewigkeit.

In manchen Fällen ist das Wort Steigerung kaum angebracht. So zum Beispiel im Zusammenhang mit der Polarität Augenblick - Ewigkeit. Zwar ist es möglich, die Bedeutung des Augenblickes zu steigern, doch zu was lässt sich die Ewigkeit steigern? Es gibt wohl kaum einen anderen Begriff der Zeit, der den der Ewigkeit transzendiert. Was für unsere Zwecke wichtig erscheint, ist die Bedeutung der Ewigkeit im Verhältnis zum Augenblick, und die des Augenblickes zur Ewigkeit. Der Anlass dazu geht aus der schon zitierten Zeile des Gedichtes "Vermächtnis" hervor: "Der Augenblick ist Ewigkeit". Mit diesen prägnanten Worten kommt Goethe auf einen wichtigen Aspekt seiner Alterslyrik zu sprechen. In der Gedichtsammlung "Gott und Welt" sind die Worte Ewigkeit und ewig wohl die am häufigsten gebrauchten Sinnworte. "Das Ewige ist die Letztlichkeit in Goethes Weltverständnis, die währende Zeitunabhängigkeit".[2] Es ist nicht Goethes Absicht, den Traum des Ewigseins zu verwirklichen. Viel-

---

[1]Gaston Graul, "Uber Goethe, den kosmischen Menschen", _JbGGes_. 8, 1921, S. 13.

[2]Fritz-Joachim von Rintelen, _Johann Wolfgang von Goethe. Sinnerfahrung und Daseinsdeutung_, (München: Ernst Reinhardt Verlag, 1968), S. 34.



mehr wollte er das Zeitlose der Zeitlichkeit in den menschlichen Bereich rücken. Zeitlichkeit selbst ist nur Vorrecht Gottes, doch da der Mensch strebt, seine Gottähnlichkeit zu bestätigen, besteht auch die Hoffnung, sie zu besonderen Zeiten zu verwirklichen.[1] Goethe glaubte, dass die göttliche Kraft auch im Menschen wirkt und dass er Fähigkeiten besitzt, die nicht auf eigenem Vermögen gegründet sind. Das bestätigt das folgende, unbetitelte Gedicht:

> Wär nicht das Auge sonnenhaft,
> Die Sonne könnt' es nie erblicken;
> Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
> Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

Im Menschen liegt folglich schon eine Ahnung des Ewigen; ein volles Verständnis ist nicht möglich. Wie gelangt der Mensch zu dieser Ahnung? - Durch das Verständnis des Augenblickes in seiner vollen Bedeutung. Wolfgang Schadewaldt sagt dazu:

> Nun ist es allerdings bekannt genug, dass die Äusserungen Goethes... oft sehr vom Augenblick bedingt sind und damit den Charakter dessen haben, was er selbst als Aperçu bezeichnet hat.[2]

Das schon im ersten Kapitel erwähnte Aperçu macht den Durchblick zum ewigen Walten Gottes möglich. Als zeitliche Masseinheit ist der Augenblick ebensowenig zu gebrauchen wie die

---

[1]Fritz-Joachim von Rintelen, op. cit., S.34.

[2]Wolfgang Schadewaldt, Goethe-Studien, (Zurich und Stuttgart: Artemis Verlag, 1963), S. 212.

Ewigkeit. Genau genommen lässt der Augenblick dem Menschen keine Zeit zum Nachdenken. Er ist in seiner Kleinheit ebenso unrealisierbar für den Menschen wie der unvorstellbare Begriff der Ewigkeit. Aber Goethe sieht den Augenblick nicht in seiner herkömmlichen Bedeutung. Schadewaldt definiert diesen Goetheschen Begriff folgendermassen:

> Der Augenblick ist der ungerufen, schicksalhaft eintretende Zeitpunkt, in dem sich die erlebte Sache und der erlebende Mensch zu einem als glückhaft empfundenen, höchst gesammelten, gegenwärtigen Dasein steigern.[1]

Angesichts der Ewigkeit und des Augenblickes steigert sich der Mensch in ein höheres Dasein. Er ist immer noch irdisch gebunden, empfindet aber ein Vorgefühl des Übermenschlichen. Diese Ahnung legt die Grundlage für die Gewissheit, dass es etwas Höheres gibt. Im Augenblick wird die Zeit aufgehoben. Zwar ist der Augenblick nicht die Ewigkeit, doch vermittelt er Durchblicke zum Ewigen, Göttlichen, das ja auch zeitlos ist.[2] Das Zeitlose, Unmessbare, indem es dem Menschen verständlich wird, ist die Steigerung, die aus der Polarität Augenblick - Ewigkeit hervorgeht. Die Gleichsetzung: "Der Augenblick ist Ewigkeit" darf uns nicht stören, denn Goethe setzt eine Bedingung voraus: wenn etliche Faktoren zusammenwirken, wenn die Pole sich gesteigert haben, dann ist die Gleichsetzung

---

[1]Wolfgang Schadewaldt, op. cit., S. 437.

[2]Fritz-Joachim von Rintelen, op. cit., S. 35.



möglich. Die beiden Pole bleiben getrennt; einzeln gesehen vertreten sie die beiden Extreme der Zeit, das eine unmessbar klein, das andere unfassbar gross. Das Gefühl des Zeitlosen, das dem Menschen durch beide vermittelt wird, gibt ihnen den gemeinsamen Effekt: die Steigerung.

Auch in diesem Fall zeigt sich, dass wir immer wieder auf die Grundbegriffe des Allgemeinen und Besonderen zurückkommen müssen. Jedes polare Paar hat einen inneren Zusammenhang. Demnach zielt auch die Steigerung auf eine Verbindung. Die Steigerung hat jedoch einen Nachteil. Sie ist nicht in jedem Fall direkt zu erkennen. Die Art des Aperçu bedingt diese Tatsache. Das augenblickliche Wahrnehmen ist nicht nur von der erkannten Sache abhängig, sondern auch von der erkennenden Person. So muss die Steigerung immer wieder neu begriffen und erlebt werden. Was uns dabei hilft, ist die Einsicht in die polare Gesetzlichkeit. Wenn der innere Zusammenhang aller Polaritäten erst einmal erkannt ist, fügen sich die einzelnen Polaritäten leicht in das Schema ein. In unserem Beispiel ist der Augenblick das Besondere, die Ewigkeit das Allgemeine; denn die Ewigkeit ist eigentlich eine unendliche Aneinanderreihung von Augenblicken. Nun hat der prägnante Augenblick, wie ihn Goethe darstellt, Dauer und Folge und schliesst Unendlichkeit, Ewigkeit in sich ein.[1] So wird das Allgemeine wiederum zum

---

[1]Wolfgang Schadewaldt, op. cit., S. 438.



Besonderen, wie sich die Vielheit letztlich wieder in der Einheit realisiert. Dadurch vollzieht sich eine rückbezügliche Steigerung, die am besten durch einen Kreis dargestellt wird. Das Kreissystem ist eine Steigerung im höheren Sinne, eine Vereinigung von Polarisation und Steigerung, eine coincidentia oppositorum.[1] Dieser letztgenannte Begriff stammt aus Goethes Farbenlehre, wo in der gesteigerten Vereinigung von Farbtönen keine erkennbare Polarität mehr besteht. Auch im geistigen Bereich ist es schwierig, die einzelnen Pole auseinander zu halten. Eine gänzliche Vereinigung antinomischer Pole findet nicht statt; sie ist nicht möglich. Was wir vorfinden, ist eine Versöhnung der Polarität. Die einzelnen Pole streben nicht mehr in entgegengesetzte Richtungen. Sie ergänzen sich in harmonischem Zusammenwirken. Um dieses Phänomen der kreisenden Entwicklung und Bewegung zu beschreiben, behelfen sich Kritiker gewöhnlich mit Bezeichnungen wie Viel-Einheit und geeinte Zwienatur.

Wir haben nun folgendes Bild vor uns: In Goethes Denken vollzieht sich die Progression Polarität, Steigerung, Kreisdenken.[2] Werner Danckert sieht sie als Monismus, Polarität, Dreischritt.[3] Worauf das Ganze hinauszielt, ist die Hegel-

---

[1]Franz Koch, Goethes Gedankenform, S. 28.

[2]Ibid., S. 266.

[3]Werner Danckert, Goethe. Der mythische Urgrund seiner Weltschau, (Berlin: Walter de Gruyter & Co., 1951), S. 400.



sche Synthesis, die Rückwendung widersprüchlicher Elemente zur Einheit. Auf die ursprüngliche Einheit, die eine bestimmte Affinität zum abstrakten Monismus Spinozas hat, folgt die Polarität, die Getrenntheit, um durch die Steigerung wieder zur Einheit zu werden. Diese neu entstandene Einheit sollte meiner Meinung nach nicht mit der ursprünglichen Einheit identifiziert werden. Es ist wohl nicht der Zweck einer sinnvollen Entwicklung, aus dem Urzustand abzuweichen, um lediglich eine Bestätigung dieses unveränderten Urzustandes herzustellen. Stattdessen ist zwischen einer geschlossenen und einer entwickelten Einheit zu unterscheiden. Die Zielstrebigkeit der entelechischen Monade ist die Voraussetzung der Entwicklung. In der Entelechie ist die Veranlagung zur Polarisation schon enthalten. Durch die Polarität muss sich die Monade auflösen; sie kehrt in ihren Urzustand nicht zurück. Der neue Zustand stellt eine gesteigerte Form der Monade dar, der wiederum Anlass zu weiterer Entwicklung gibt. Das Ende der fortlaufenden Entwicklung ist unabsehbar; denn das Werden ist ewig. Zwar kann es zu jeder gegebenen Zeit erkannt werden, doch vollkommen erfasst werden kann es nicht.

Im menschlichen Leben treten alle diese Faktoren in Erscheinung. Getrenntheit und Einheit sind nach Simmel "als die differenzierten Momente einer höheren Einheit: des Lebens selbst" zu begreifen.[1] Abgesehen von den physischen Prozessen des Lebensablaufs, liegt im Lebensinhalt des Men-



schen doch die eigentliche Bedeutung. Im sittlichen Bereich kommen Polarität und Steigerung erst voll zur Geltung; denn die Sittlichkeit ist ganz dem Menschen überlassen. Auf diesem Gebiet muss der Mensch alle seine Anlagen verwirklichen und sich bemühen, dem höheren Sinn des Daseins gerecht zu werden. Das Sittengesetz, nach dem der Mensch handeln soll, ist Gleichnis eines höchsten göttlichen Gesetzes.[2] Die göttliche Ordnung, die sich in der Natur und auch im Innern des Menschen zeigt, hat als ihren Mittelpunkt eben dieses sittliche Gesetz, das den Anhaltspunkt für die individuelle Lebensform gibt. In den beiden Gedichten "Eins und Alles" und "Vermächtnis" gibt Goethe konkrete Anleitungen, wonach sich das Verhalten des Menschen zu richten hat. Im Einklang mit dem erkannten Prinzip der Polarität steht fest, dass es keinen einzig richtigen Weg gibt, das erwünschte Ziel der Selbstverwirklichung zu erreichen. So scheinen sich auch die beiden Gedichte äusserlich zu widersprechen, weil jedes einen Pol der Polarität des Entselbstens und Verselbstigens darstellt. Beide enthalten Wahrheit, und jede der beiden vorgeschlagenen Verhaltensregeln hat ihren Vorzug.

"Eins und Alles" konzentriert sich auf den Bildungstrieb, der den strebenden Menschen beherrscht. Die erste Strophe

---

[1]Georg Simmel, Goethe, (Leipzig: Verlag Klinkhardt & Biermann, 1921), S. 85.

[2]Erich Trunz, "Das Vergängliche als Gleichnis in Goethes Dichtung", Goethe 16, 1954, S. 45.



verkündet die Notwendigkeit des Aussichheraustretens:

> Im Grenzenlosen sich zu finden,
> Wird gern der Einzelne verschwinden,
> Da löst sich aller Überdruss;
> Statt heissem Wünschen, wildem Wollen,
> Statt läst'gem Fordern, strengem Sollen,
> Sich aufzugeben ist Genuss.

Wenn man nach Höherem strebt, scheint es Pflicht, das Höhere ausserhalb des menschlich Unzulänglichen zu suchen. Der Überdruss menschlicher Grenzen äussert sich deutlich. Das Besondere, hier der einzelne, möchte einen Übergang zum Allgemeinen anstreben. Dabei muss das Besondere notwendigerweise aufgelöst werden. Wir erkennen in dieser ersten Strophe deutlich den Konflikt zwischen Dämon und Tyche und auch die Einwirkung von Anangke auf den menschlichen Bereich. Das von allen Seiten bedrohte Individuum versucht, den unmittelbaren Weg zu seinem Ursprung einzuschlagen. Die zweite Strophe des Gedichtes legt den Schwerpunkt auf die unbedingte Tat, die dem Menschen ermöglichen soll, den Weltgeist zu verstehen und dadurch zu bezwingen:

> Weltseele, komm, uns zu durchdringen!
> Dann mit dem Weltgeist selbst zu ringen
> Wird unsrer Kräfte Hochberuf.
> Teilnehmend führen gute Geister,
> Gelinde leitend, höchste Meister,
> Zu dem, der alles schafft und schuf.

Alle Kräfte streben diesem Ziel zu. "Tätigkeit empfindet Goethe als ein Sich-Einschwingen in den Rhythmus der Welt".[1]



Die Weltseele, die diesen Rhythmus beherrscht, ist "das organisierende, die Welt zum System bildende Prinzip".[2] In dem gedanklichen Zusammenhang dieses Gedichtes genügt es, die Weltseele als das All zu verstehen. Der Weltgeist ist Max Kommerell zufolge der kollektive Menschengeist, das Allgemein-Menschliche, welches die Persönlichkeit transzendiert.[3] Alle strebende Kraft des Individuums ist darauf gerichtet, eine Rückkehr zum schöpferischen Prinzip zu erzielen und dabei den Kreis der persönlichen Entwicklung kurzzuschliessen. Diesem absoluten Streben fehlt jedoch der Ausgleich der beharrenden Zuversicht. Was wir vorfinden, ist der reine dämonische Lebenstrieb, die Unfähigkeit, sich am angewiesenen Platz zu bestätigen. In diesem Zusammenhang ist der Mensch Irrtümern besonders anfällig. Die nötige Voraussetzung für eine wahre Steigerung ist auf diesem Stadium nicht gegeben.

Es sei hier zu bedenken, dass ein polarer Gedanke nicht in reinster Fassung ausgedrückt werden kann. Zwei Richtungen eines polaren Widerspruches verlangen zwei Aussagen, die latent auf eine dritte, die beiden ersten übersteigende, hindeuten. Das ist der Fall in diesem Gedicht. Goethe beschränkt

---

[1]Erich Trunz, op. cit., S. 50.

[2]Hermann Glockner, "Eins und Alles", Die Sammlung, Jahrgang 15, 1960, S. 648.

[3]Max Kommerell, Gedanken über Gedichte, (Frankfurt: Vittorio Klostermann, 1956), S. 209.



sich fast ausschliesslich auf den einen Aspekt des Lebens, der dem ewigen Willen anscheinend am nächsten steht: die tätige und dauernde Umwandlung alles Bestehenden, die auch die menschliche Lebensform und Lebensweise einschliesst. Wir dürfen die reine Tätigkeit keineswegs abwerten; denn wir müssen bedenken, dass sie der erste Schritt zur Erkenntnis des Wahren ist. Auf Grund unserer Betrachtungen haben wir festgestellt, dass der Mensch zwei Möglichkeiten der Lebensführung hat, die der Polarität des Strebens und Beharrens entsprechen. Beide wurden als gültig angenommen. Doch der erste Schritt muss den Menschen der Erkenntnis dieser Polarität und der Polarität im allgemeinen zuführen. Ein naives, unwissendes Beharren im irdisch gebundenen Daseinszustand mag die kindlich reine Einfalt bestätigen, womit dem ewigen Prinzip der Weltordnung jedoch nicht gedient ist. Nur das Aperçu macht das Erkennen ewiger Gesetze möglich, doch man muss bereit sein, diese Einsicht auch als solche aufzufassen. Die Sinne des Menschen sind unzulänglich, solange sie sich auf irdische Dinge beschränken, ohne in ihrer höheren Funktion bestätigt zu werden.

Die dritte Strophe von "Eins und Alles" bestätigt den Schritt zur Erkenntnis:

> Und umzuschaffen das Geschaffne,
> Damit sich's nicht zum Starren waffne,
> Wirkt ewiges lebendiges Tun.
> Und was nicht war, nun will es werden,
> Zu reinen Sonnen, farbigen Erden,
> In keinem Falle darf es ruhn.



Das ewige Walten stimmt mit dem Erkenntnistrieb des Menschen überein. Das Geschaffene, die Schöpfung, zu der auch der Mensch gehört, ändert sich fortlaufend, ohne dass das Wesentliche dabei verlorengeht oder auch nur unkenntlich wird. Indem nun der Mensch gewahr wird, dass auch ein Wandel in ihm vorgeht, fühlt er sich auf dem richtigen Weg, die Ursache allen tätigen Strebens zu erkennen. Dadurch ist er geneigt, in dieser Richtung weiterzugehen und dabei zu Extremen zu gelangen. Auch die Art und Weise, wie der Mensch sich und die Schöpfung ansieht, verändert sich. Die vierte Zeile der dritten Strophe, "Und was nicht war, nun will es werden", heisst nicht, dass die Schöpfung sich nun vergrössert oder neue Formen annimmt. Der Aspekt der Emanation, die der Mensch nun erfährt, verändert sich. Zum ersten Mal wird es möglich, mit anderen Augen herumzuschauen. Dinge treten erst jetzt für den einzelnen in Erscheinung, weil er sie erst jetzt wahrnehmen kann. Sie haben schon vorher bestanden, doch es bedurfte der Erweiterung des Blickfeldes, sie zu erfassen.

Die Sinne, mit denen der Mensch sich nun an das Wahre herantastet, sind überspannt. Von reinen Sonnen und farbigen Erden ist die Rede, von Dingen, die eigentlich ausserhalb des menschlichen Bereichs liegen. Die Sonne zu erblicken ist uns untersagt, nur am farbigen Abglanz kann sich das Auge ergötzen. Zudem wird von Erde und Sonne im Plural geredet, womit also das All angedeutet wird, was natürlich menschliche Grenzen



bei weitem übersteigt. Hierin liegt vielleicht unerkannt eine Andeutung der Gefahr, in die der Mensch in seinem Sinnesrausch läuft. Um einen Rausch übernatürlicher Erfahrungen muss es sich handeln. Wenn man strebt, irrt man. Das ist Goethes Ansicht. Zugleich aber ist das Streben, damit auch das Irren notwendig, um überhaupt an den Geschehnissen des Lebens teilzuhaben. Auch der grösste Irrtum, auf dem Weg der Erkenntnis begangen, ist vor Gott verzeihlich. Dass Goethe die Aussagen dieses Gedichtes nicht als endgültig hinstellen wollte, ist bekannt. Sein Ärger über Berliner Freunde, die die beiden letzten Zeilen des Gedichtes, "Denn alles muss in Nichts zerfallen,/ Wenn es im Sein beharren will", überschätzten, ist angebracht. Nie kann eine polare Richtung ihren Gegenpol übersteigern, ohne dabei die Polarität aufzuheben. Goethe wollte dieses Gedicht in einer anderen Weise verstanden haben, als es wirklich geschah. Um allen Einseitigkeiten der Interpretation aus dem Wege zu gehen, schrieb er später das Gedicht "Vermächtnis", worin er den Gegensatz zu "Eins und Alles" darstellte. Bevor wir jedoch auf "Vermächtnis" zu sprechen kommen, sollte das Gedicht "Weltseele" betrachtet werden; denn "Weltseele" eignet sich am besten zur Interpretation im Zusammenhang mit "Eins und Alles".

Obwohl noch relativ früh geschrieben (1803), wurde "Weltseele" in der <u>Ausgabe letzter Hand</u> dem weltanschaulichen Zyklus "Gott und Welt" beigefügt. Der gesellig leichte Ton dieses



Gedichtes täuscht manchmal über seine philosophische Bedeutung hinweg. Der parallele Gedankengang zwischen "Weltseele" und "Eins und Alles" zeigt sich schon in der ersten Strophe:

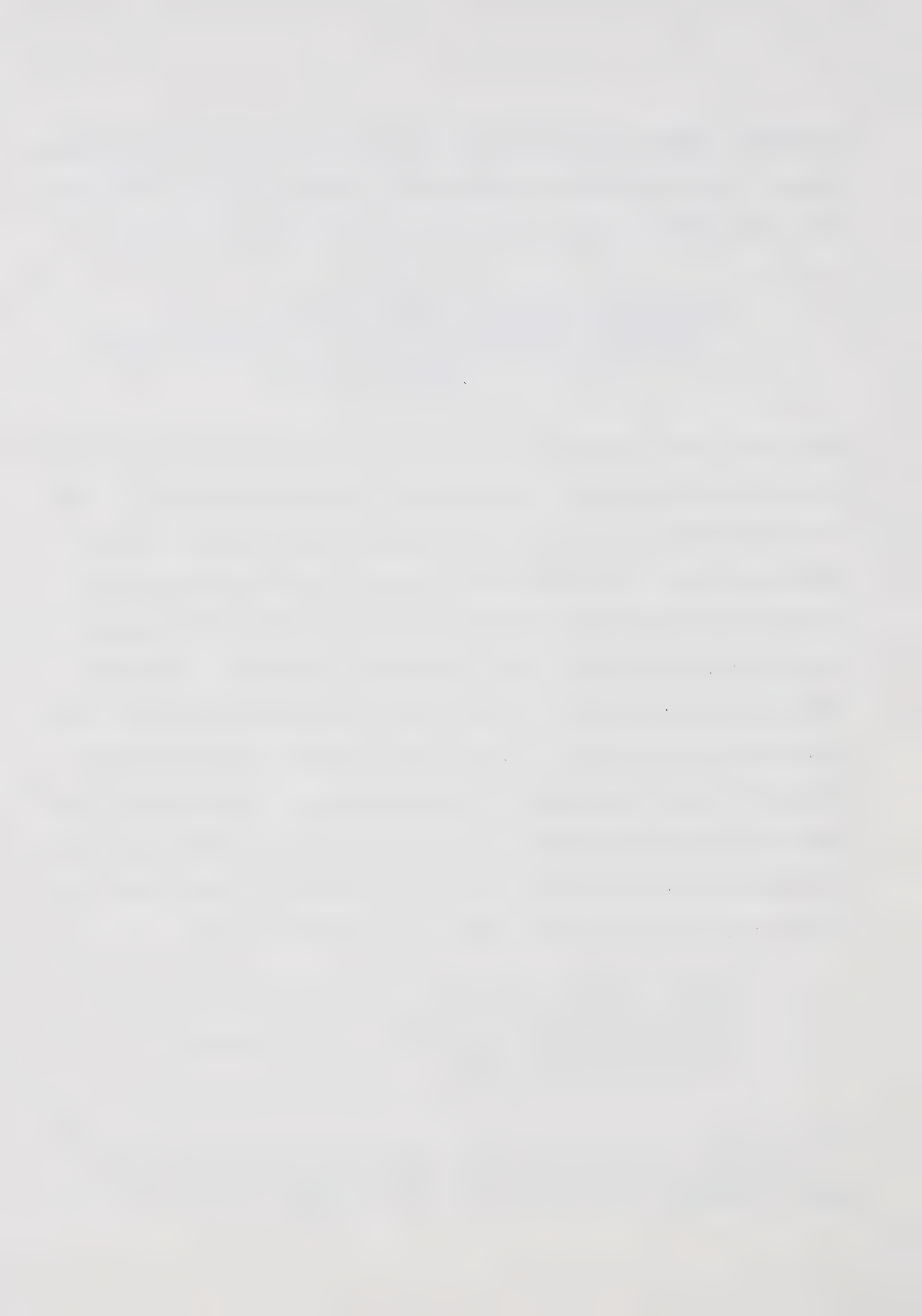
> Verteilet euch nach allen Regionen
> Von diesem heil'gen Schmaus!
> Begeistert reisst euch durch die nächsten Zonen
> Ins All und füllt es aus!
> ("Weltseele")

Der Inhalt von "Weltseele" deutet auf die Neuschöpfung der Erde und des Alls aus dem bereicherten menschlichen Geist. Die neue Erfahrung, die sich dem Menschen dabei auftut, ist rein geistiger Art. Korff sieht den Sinn aller Metamorphosen in der Vergeistigung des Lebens.[1] Darin liegt die Gültigkeit, die wir dem Gedicht und dem Goetheschen Gedanken entnehmen können. Im ästhetischen Bereich ist diese Gültigkeit weit betonter als im ethischen. Die Sinne stellen eine Möglichkeit dar, sich einer neubelebten Wahrnehmung zu vergewissern. Doch eine vollkommene Ablehnung realer Bedingungen dürfen sie nicht erzwecken. Die zweite Strophe von "Weltseele" beschränkt die Vorstellung der sinnlichen Steigerung schon etwas:

> Schon schwebet ihr in ungemessnen Fernen
> Den sel'gen Göttertraum,
> Und leuchtet neu, gesellig, unter Sternen
> Im lichtbesäten Raum.

---

[1]Hermann August Korff, Die Lebensidee Goethes, (Leipzig: Verlagsbuchhandlung J. J. Weber, 1925), S. 165.



Ist der selige Göttertraum nun eine Anmassung des Menschen, oder ist es seine Pflicht, nach dem Gottähnlichen zu streben? Diese Frage führt uns zu der sittlichen Verpflichtung des Menschen.

"Der freie Mensch darf die sittliche Verpflichtung nicht aufgeben. Der Ruf des Gewissens entstammt der ureigensten menschlichen Sphäre".[1] Die Wahl des sittlich richtigen Tuns obliegt also ganz dem Menschen. Der Zwang zum Tun besteht; denn "der sittliche Mensch hat mit seinem Tun die Spannung zu seinem Denken auszugleichen".[2] Dafür besteht schon in der Polarität Denken und Tun die nötige Voraussetzung. Die Möglichkeiten, einen Ausgleich zu erreichen, beschränken sich auf das Verselbsten und Entselbstigen. Die Gedichte "Weltseele" und "Eins und Alles" legen das Schwergewicht auf das Entselbstigen, das Aussichheraustreten. Während sich dem Menschen auf diese Art die Gelegenheit bietet, seinem Erkenntnisdrang zu genügen, muss er doch auf andere Möglichkeiten der Lebensweise verzichten. Gerade im Streben liegt schon eine Voraussetzung, die unbedingt berücksichtigt werden muss. Goethe drückt sie in "Eins und Alles" folgendermassen aus:

---

[1] Carl Riemann, "Polarität bei Goethe", Wissenschaftliche Zeitschrift der Friedrich Schiller Universität Jena, Jahrgang 4, 1954/55, Sn. 172-173.

[2] Fritz-Joachim von Rintelen, Johann Wolfgang von Goethe. Sinnerfahrung und Daseinsdeutung, (München: Ernst Reinhardt Verlag, 1968), S. 69.



Teilnehmend führen gute Geister,
Gelinde leitend, höchste Meister,
Zu dem, der alles schafft und schuf.

Also nur höchste Meister sind wirklich in der Lage, den irdischen Bereich in ihrem Denken und Tun zu überbrücken. Was wir unter einem höchsten Meister verstehen sollen, ist nicht ganz klar. Es steht jedoch fest, dass das Entselbstigen nicht möglich ist, wenn das Verselbsten nicht vorher schon einmal stattgefunden hat. So müssen die Gedichte "Weltseele" und "Eins und Alles" grundsätzlich verstanden werden. Das Streben nach Höherem ist nur dann möglich, wenn das irdisch begrenzte Dasein gemeistert worden ist. In diesem Sinne verlieren die in den Gedichten postuliertn Gedanken an ihrem exklusiven Anspruch; denn eine Voraussetzung für das vorgeschriebene Handeln besteht, wenn sie auch in den Gedichten nur verstanden und nicht ausgesprochen wird.

Was noch berücksichtigt werden muss, ist die Spannung zwischen dem einzelnen und der Gesellschaft, die auf das sittliche Verhalten des Menschen grossen Einfluss hat. Der sich entselbstigende Mensch, der grosse Meister, verleugnet im selbstsüchtigen Streben seine Mitmenschen. Er versucht, die Anteilnahme an der menschlichen Gesellschaft abzulegen. Das Gesetz der Beschränkung gilt nicht mehr. Darin zeigen sich natürlich nur die Gefahren unüberlegten Handelns und Strebens. Das ist kein Erkenntnisdrang mehr, sondern ein angemasstes Erkühnen:



Nun alles sich mit göttlichem Erkühnen
Zu übertreffen strebt;
Das Wasser will, das unfruchtbare, grünen,
Und jedes Stäubchen lebt.
("Weltseele")

Was sich nicht in angebrachter Reihenfolge vollzieht, übertrifft sich in dem Sinne, dass es seinem eigentlichen Zweck fremd bleibt. Das strebende Tun dient immer dem Drang nach Freiheit, dem Willen, die lästigen Grenzen des menschlichen Bereichs zu überwinden. Dem gegenüber steht die stille Anerkennung dieser Grenzen, die ja nicht willkürlich gesetzt sind. Wer die Gesetze, denen diese Grenzen unterstehen, als Zwang ansieht, kann natürlich nicht frei sein. Wer sie dagegen gut und angebracht findet, dem bedeuten sie keine störende Einschränkung der Persönlichkeit. Die richtige Lebensweise besteht demnach in dem Ausgleich zwischen Individuum und Gesellschaft, in der Kunst, eine Einheit in der Vielheit zu sein. In den beiden besprochenen Gedichten beschränkt sich Goethe auf die strebende Diastole, was nicht heisst, dass die Systole oder das Beharren nicht berücksichtigt wird. Wenn das auch unausgesprochen bleibt, steht es doch merkbar im Hintergrund. Die letzte Strophe von "Weltseele" deutet an, dass auch dem Streben eine Grenze gesetzt ist:

Und bald verlischt ein unbegrenztes Streben
Im sel'gen Wechselblick.
Und so empfangt mit Dank das schönste Leben
Vom All ins All zurück.



Das Streben als Prinzip ist unbegrenzt, weil immer jemand streben wird; für den einzelnen muss es jedoch zu Ende kommen. Zwar kann der Mensch unbedingt streben, sich selbst zu transzendieren; ob es ihm gelingt, darüber kann er nicht bestimmen.

Wenn wir nun Diastole und Systole und Gesetz und Freiheit im Zusammenhang mit Individuum und Gesellschaft betrachten, können wir auch eine Steigerung feststellen. Sie liegt im Mittelzustand zwischen den polaren Extremen. In der gesteigerten Harmonie des Daseins ergänzen sich die Pole gegenseitig. Im Überpersönlichen erkennt man lediglich, was man im persönlichen Bereich schon ahnen konnte, während in der Beschränktheit des Selbst die gleichen Gesetze regieren, die auch das All beherrschen. So findet der einzelne in der Gesellschaft der Vielen wiederum eine Einheit, die er mit der eigenen Individualität vergleichen kann. Carl Riemann sieht die Steigerung im sittlichen Bereich folgendermassen:

> Der Ausgleich im Sittlichen wird erreicht nach Überwindung der Polarität zwischen dem Einzelnen und der Gesamtheit, zwischen dem Individuum und den Gesetzen der Gesellschaft und der Natur, zwischen der angemassten Willensfreiheit des selbstbewussten Einzelnen und der harmonischen Übereinstimmung der "echten Göttersöhne" mit der kosmischen Ordnung.[1]

Praktisch gesehen besteht die Steigerung in der Fähigkeit, von beiden Polen einer Polarität Gebrauch zu machen, das

---

[1]Carl Riemann, op. cit., S. 179.



heisst, das zu verwerten, was einem harmonischen Lebensverlauf im Mittelzustand dient. In diesem Zustand kann der Mensch in seinem Bereich alle äusseren Einwirkungen und inneren Gefühle harmonisch verbinden. Solange ein Zwang besteht, der Mensch also nur den vorgeschriebenen Gesetzen folgt, kann von sittlicher Haltung nicht die Rede sein; denn nach Hans Leisegang "folgt das Sittliche nur der inneren Stimme, dem Gewissen; es ist erhaben über jedes bestimmte Gesetz und jeden Inhalt der Pflicht".[1] Für den freien und sittlichen Menschen ist der Ausgleich im Mittelzustand der polaren Extreme notwendig, wenn er seinem Gewissen gerecht werden will. Gelingt ihm das, hat sich die Steigerung bereits eingestellt. Die Fähigkeit, beide Pole einer Polarität zu erkennen, anzuerkennen und in den eigenen Wirkungsbereich hineinzuziehen, ist alles, was es bedarf. So einfach es auch klingt, ist es wegen der grossen Gegensätzlichkeiten, die sich bieten, doch schwierig. Goethe nennt diese Ansicht die Summe aller Weisheit. Trotzdem ist es weniger eine Frage der Weisheit als des Gewissens, vor die der Mensch gestellt ist. Letzten Endes beruht die Entscheidung auf seiner Verantwortung, worin wir wiederum sehen, dass ein Rückgang zum eigenen Selbst unumgänglich ist.

---

[1]Hans Leisegang, Goethes Denken, (Leipzig: Verlag Felix Meiner, 1932), S. 23.

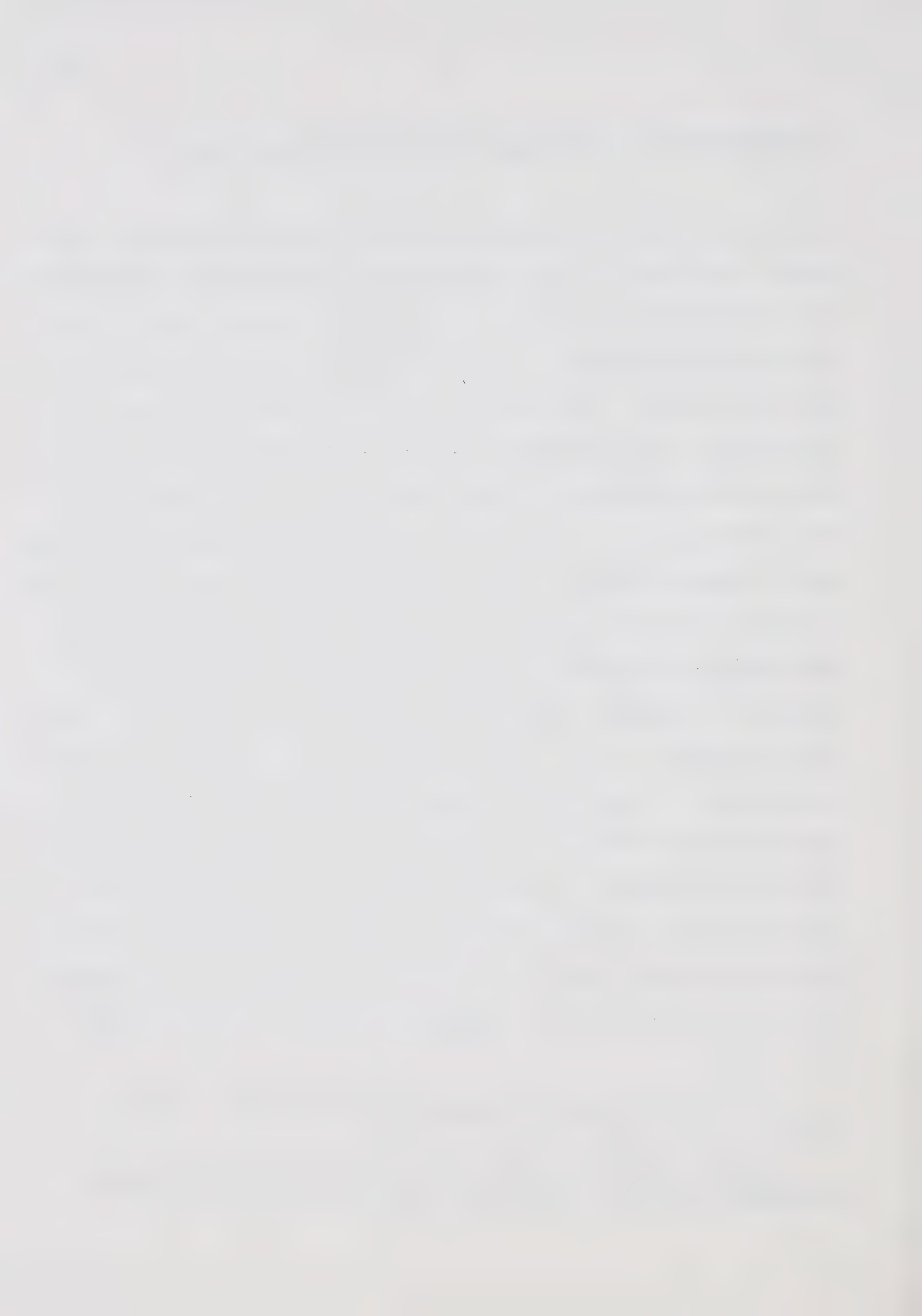
2. Steigerung als Grundlage des Polaritätsgesetzes

In der Welt der Erscheinungen ist Polarität überall wahrnehmbar, und auch im geistigen Bereich lassen sich widersprüchliche Tendenzen feststellen. Wie schon erwähnt, gibt es auch unter den verschiedenen polaren Manifestationen eine Rangordnung, das heisst, sie bestehen auf verschiedenen Ebenen. Zudem sind sie oft ineinander verzahnt; die Steigerung, die aus einem polaren Paar hervorgeht, kann zugleich Pol einer anderen Polarität sein, deren Antipol jedoch kein gesteigertes Phänomen zu sein braucht. Es ist deshalb falsch, anzunehmen, dass es innerhalb des Rahmens von Polarität und Steigerung eine pyramidenhafte Progression gibt. Eine letzte Steigerung in diesem Sinne zu suchen, wäre nicht angebracht. Wohin führt jedoch die Steigerung? Ist es ihre Funktion, immer wieder einen neuen Antipol zu finden, um in einem ewigen Kreislauf auf ihren Ursprung zurückzuführen? Franz Koch[1] und Werner Danckert[2] vertreten die Idee des ewigen Kreislaufs, einer immerwährenden Erneuerung des gleichen Prinzips. Im Grunde genommen bedeutet diese Auffassung, dass der Entwicklung und Erneuerung bestimmte Grenzen gesetzt sind. Fernerhin sollte es möglich sein,

---

[1]Franz Koch, _Goethes Gedankenform_, (Berlin: Walter de Gruyter & Co., 1967).

[2]Werner Danckert, _Goethe. Der mythische Urgrund seiner Weltschau_, (Berlin: Walter de Gruyter & Co., 1951).



Tendenzen dieser Entwicklung im voraus zu bestimmen. Dessen ungeachtet lässt sich der polare Widerspruch aller Dinge vom Menschen nicht auflösen. Alles Verwandeln, Erneuern, schlicht alles Werden, vollzieht sich doch nur innerhalb des ewigen Seins:

> Wenn im Unendlichen dasselbe
> Sich wiederholend ewig fliesst,
> Das tausendfältige Gewölbe
> Sich kräftig ineinander schliesst,
> Strömt Lebenslust aus allen Dingen,
> Dem kleinsten wie dem grössten Stern,
> Und alles Drängen, alles Ringen
> Ist ewige Ruh in Gott dem Herrn.
> ("Wenn im Unendlichen dasselbe")

Trotz der ewigen, göttlichen Ruhe lässt sich der Moment des tätigen Werdens nicht auf die rotierende Monade reduzieren. Indem wir nun den Kreislauf des Werdens bestätigen, kommen wir zu der Frage, ob wir irgendwo einen Ausgangspunkt des Ganzen feststellen können. In einem reinen Kreis ist das nicht möglich. Unser menschlich begrenztes Blickfeld vermag die Gesamtheit der göttlichen Ordnung nicht zu erfassen. Was wir wahrnehmen können, sind die polar gestalteten Phänomene und ihre Auswirkung, die Steigerung. Der Ursprung der Polarität lässt sich nicht unmittelbar wahrnehmen, doch liegt es nahe, ihn in der Steigerung zu sehen.

Es ist leicht zu sehen, dass die Steigerung aus der Polarität hervorgeht. Polarität besteht überhaupt zu dem Zweck, die Steigerung zu ermöglichen. Im Werden verwirklicht sich das Sein. Ebenso kann sich die Steigerung in der Polarität



verwirklichen. Wir sehen nur das Resultat; den Ursprung ahnen wir: es ist dasselbe. Steigerung ist demnach Zweck und Ursache zugleich. In der polaren Entfaltung liegt etwas Beharrendes, ein überzeitlicher Sinn, der die Steigerung hervorruft.[1] Dieser Sinn an sich stellt schon etwas Gesteigertes dar. Die Polarität überträgt sich also auch auf die Gottheit: Nemo contra deum nisi deus ipse. Gott stellt auch eine geeinte Zwienatur dar. Das schöpferisch Produktive kann nur dann wirken, wenn die gleichen Voraussetzungen erfüllt sind, die auch für alles andere gelten. Anderenfalls wäre Gott von der Schöpfung getrennt, was Goethe natürlich ablehnt: "Was wär' ein Gott, der nur von aussen stiesse,/ Im Kreis das All am Finger laufen liesse!" Zwar läuft das All im Kreis, doch Gott nimmt teil an diesem Kreislauf.

Das von Gott geleitete Weltsystem bedeutet für Goethe das alte Wahre, worin die Antwort zu allen neuen Entdeckungen liegt. Es ist zuständig für alle Erklärungen, wobei auch Polarität und Steigerung miteinbegriffen sind. Zu dieser Erkenntnis zu gelangen ist notwendig; dies wiederum bedeutet einen festen Anhaltspunkt für den Menschen. Die zweite Strophe des Gedichtes "Vermächtnis" weist darauf hin:

> Das Wahre war schon längst gefunden,
> Hat edle Geisterschaft verbunden,
> Das alte Wahre, fass es an!

---

[1] Fritz-Joachim von Rintelen, op. cit., S. 108.



> Verdank es, Erdensohn, dem Weisen,
> Der ihr die Sonne zu umkreisen
> Und dem Geschwister wies die Bahn.

Die Kreisbewegung, die polare Entfaltung zusammen mit dem durch die Steigerung erwirkten Rückgang zum Anfänglichen, hat ihr physisches Beispiel in der Bewegung des Alls. Hierin sehen wir die Gesamtheit des göttlichen Prinzips, zwar nur am physischen Beispiel, trotzdem auf unvergängliche Wahrheit bezogen. So führt alles strebende Bemühen zurück auf das Ureigenste. Dies abzuleugnen, ist ein Fehler:

> Der törigste von allen Irrtümern ist, wenn junge gute Köpfe glauben, ihre Originalität zu verlieren, indem sie das Wahre anerkennen, was von anderen schon anerkannt worden.[1]

Das alte Wahre ist in mehr als einem Sinne nicht statisch. Durch jedes neue Entdecken der Wahrheit wird diese neu belebt. Sie wird mit neuen Augen auf verschiedene Art gesehen, ohne dadurch in ihrer Eigenheit verändert zu werden. Der Gegensatz zwischen intuitivem Erkennen und exakter wissenschaftlicher Lehre ist dadurch noch nicht aufgehoben.[2] Der Weise, der Wissenschaftler, bestätigt dem Unwissenden, wie das oberflächlich Erkennbare begründet werden kann. Doch auch der Weise kann die Wahrheit nicht in ihrer ganzen Grösse sehen. Darum

---

[1] _MR_ 371.

[2] Richard Paasch, "Goethes Gedicht 'Vermächtnis'", _JbGGes_. 7, 1920.



ist es zweckmässig, vom Erkannten auszugehen und es nach Möglichkeit weiterzuführen:

In den Wissenschaften ist es höchst verdienstlich, das unzulängliche Wahre, was die Alten schon besessen, aufzusuchen und weiterzuführen.[1]

Die Erkenntnis des Sonnensystems und der Bewegung des Alls ist wirklich schon alt. Sie geht weit über Kopernikus hinaus. Aristarch von Samos entdeckte das schon 270 v. Chr., doch es bedurfte der weiterführenden Arbeit neuerer Wissenschaftler, die erkannten Fakten auszuwerten.

Mit diesem Gedanken kommt Goethe der Wirklichkeit erheblich näher. Das All, das Grossartige der Schöpfung, ist, was den Menschen anzieht. Die Gesetze des Alls erforscht zu haben, bedeutet dem Menschen die Verwirklichung seines Wissenstriebes. Goethe lehnt das keineswegs ab. In den Gedichten "Eins und Alles" und "Weltseele" war das die Persönlichkeit transzendierende Streben der Hauptgedanke. Hier aber befürwortet der Dichter etwas mehr unmittelbar Produktives. Die ewigen Gesetze sind im Menschen ebenso ausführlich vertreten wie in der unendlichen Sphäre des Weltalls:

Sofort nun wende dich nach innen,
Das Zentrum findest du da drinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag.
Wirst keine Regel da vermissen:

---

[1] *MR* 398.



Denn das selbständige Gewissen
Ist Sonne deinem Sittentag.
("Vermächtnis")

Das Zentrum, das man im Innern findet, soll nicht der Drehpunkt des Universums sein. Es ist der Kern der Persönlichkeit, der Ausgangspunkt aller menschlichen Anlagen. Die Regel und das Gewissen stellen dieses Zentrum dar. Diesen beiden Faktoren untersteht der Wille des einzelnen. Das Gewissen ist gegeben; es ist unantastbar und lässt sich durch keinen Einfluss beirren. Im Gewissen manifestiert sich das Göttliche im Menschen. Jede Tat und jeder Gedanke müssen erst vor dem Gewissen geprüft werden, bevor sie zu etwas führen. Da das Gewissen aber nicht selbständig wirkt, bedarf es der Tat und des Willens, zu streben, wobei Tat und Gedanken durch einen allmählichen Prozess von Irrungen und Fehlern gereinigt werden. So betrachtet, erscheint es naturgemäss, erst zu handeln, das heisst, alle Anlagen zu entwickeln; denn das innere sittliche Gefühl arbeitet durch den Prozess des Eliminierens. Goethe beschreibt diese Auffassung etwas ausführlicher in den Maximen und Reflexionen:

Im Reich der Natur waltet Bewegung und Tat, im Reiche der Freiheit Anlage und Willen. Bewegung ist ewig und tritt bei jeder günstigen Bedingung unwiderstehlich in die Erscheinung. Anlagen entwickeln sich zwar auch naturgemäss, müssen aber erst durch den Willen geübt und nach und nach gesteigert werden. Deswegen ist man des freiwilligen Willens so gewiss nicht als der selbständigen Tat; diese tut sich selbst, er aber wird getan; denn er muss, um vollkommen zu werden und zu wirken, sich im Sittlichen dem Gewissen, das nicht irrt, im Kunstreiche aber der Regel fügen,



die nirgends ausgesprochen ist. Das Gewissen bedarf keines Ahnherrn, mit ihm ist alles gegeben; es hat nur mit der innern eigenen Welt zu tun.[1]

Das Gewissen ist demnach der Ursprung der menschlichen Veranlagungen. Es besteht unerklärlich. Um zu funktionieren, bedarf es der polaren Entfaltungen der menschlichen Natur. Goethe behauptet, dass das Gewissen nicht irrt, also den Menschen transzendiert. Das wiederum bedeutet, dass wir im Gewissen schon eine gesteigerte Form vorfinden. Diese gesteigerte Form aber kann nur dann wirken, wenn durch die polaren Bezüge des Lebens Anhaltspunkte geschaffen werden. Das Ziel jeder Polarität ist eine Steigerung. In diesem Falle ist die Steigerung der polaren Lebensphänomene eine Übereinstimmung mit dem Gewissen, das an und für sich auch schon eine Steigerung ist. Die Progression geht also von Steigerung durch Polarität wieder zur Steigerung. Auf jedem Gebiet vollzieht sich dieser Fortschritt; Geist und Materie, Menschliches und Übermenschliches sind damit einbegriffen. Wenn wir nun an die Steigerung als Grundlage des menschlichen Wesens überhaupt glauben, wird der Mensch in seinem Bemühen entlastet. Er weiss dann, dass er im blossen Sein schon etwas Höheres ist und auch für noch Höheres bestimmt ist. Alles Menschliche bekommt somit eine höhere Bedeutung; die Systole, das Verselbsten wird wichtiger als das Entselbstigen, weil das

---

[1] MR 1203.



Insichgehen für den Menschen letzten Endes doch sinnvoller ist. Durch die Beschränkung auf menschliche Anlagen gelingt es dann, von unseren Fähigkeiten Gebrauch zu machen, das zu tun, was uns wirklich am nächsten liegt. Die vierte Strophe von "Vermächtnis" deutet darauf hin:

> Den Sinnen hast du dann zu trauen,
> Kein Falsches lassen sie dich schauen,
> Wenn dein Verstand dich wach erhält.
> Mit frischem Blick bemerke freudig,
> Und wandle sicher wie geschmeidig
> Durch Auen reichbegabter Welt.

Die Sinne bekommen jetzt eine andere Bedeutung. Das Bedingungswort <u>dann</u> verleiht sie ihnen. So funktionieren die Sinne in ihrer eigentlichen Kapazität. Sie sind nicht mehr berauscht und überspannt, wie es in "Eins und Alles" und "Weltseele" der Fall war. Der Verstand hat sich eingeschaltet, und es scheint, als ob gerade durch den Rausch eine nunmehr grössere Nüchternheit eingetreten sei. Im allgemeinen ist der Ton von "Vermächtnis" viel nüchterner und erdnäher als in den beiden anderen Gedichten. Wir dürfen nicht vergessen, dass das Entselbstigen, diese grossartige, menschliche Begriffe übersteigende Erfahrung, vorausgegangen ist und jetzt sozusagen die Reaktion dazu eintritt. Der Mensch hat nach Höherem gestrebt und dabei sich selbst gefunden. Das irdische Leben bedeutet jetzt keinen Überdruss und keine Last mehr wie zuvor, als der Drang zum Unendlichen noch akut war. Der Blick, der jetzt die Welt erfasst, ist nicht mehr von Kummer getrübt, sondern



lebendig frisch. Die eine Welt unserer Erfahrungen reicht aus, uns zu erfüllen.

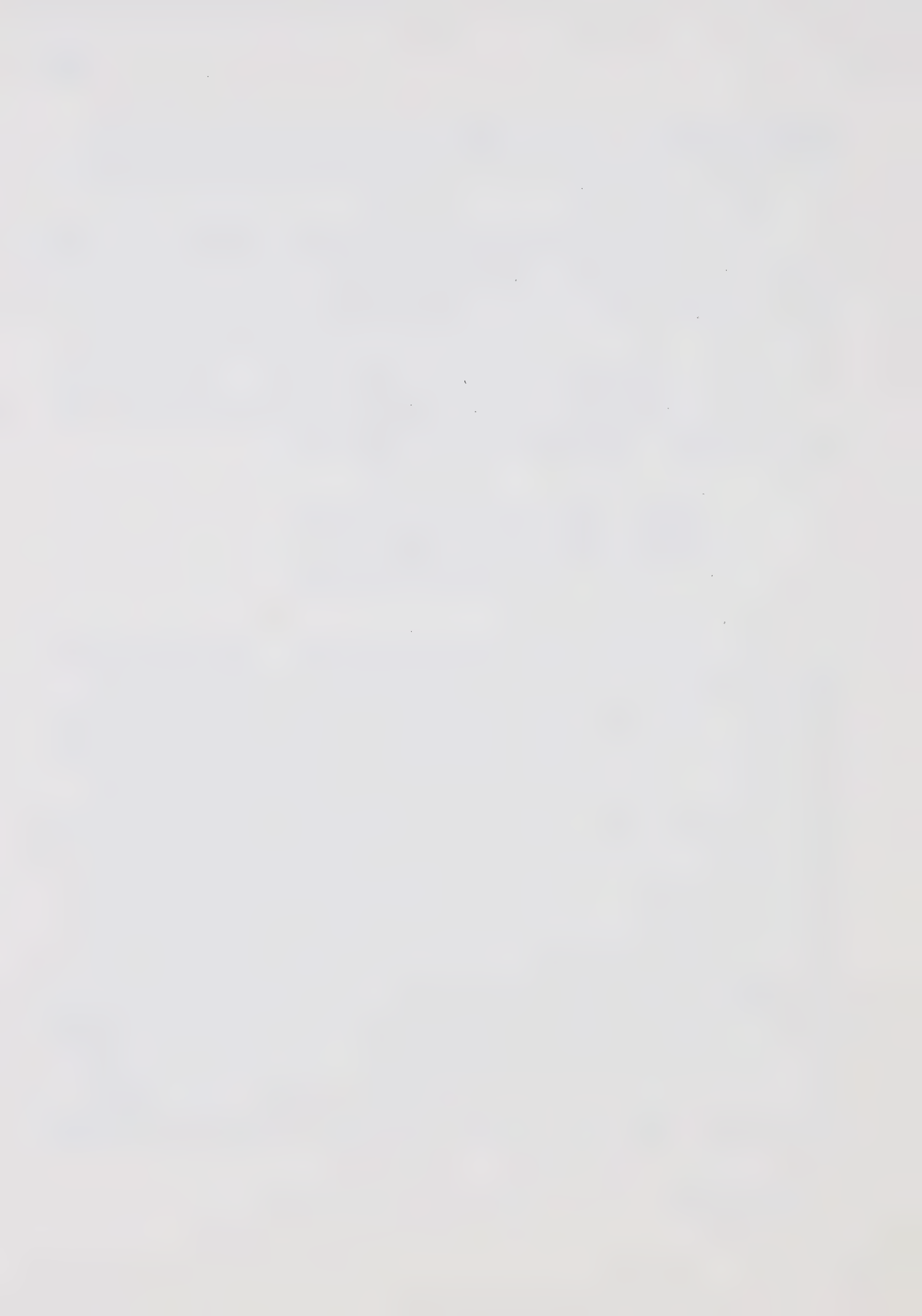
Diese neue, lebensfrohe Erfahrung ist eindeutig eine Steigerung über das trübe, gezwungene Dasein vor dem Entselbstigen. Hat der Mensch nun in diesem Zustand das erreicht, was ihm vorschwebte? Die Antwort muss offen bleiben. Für das Gegenwärtige, das den Menschen nun beschäftigt, ist gesorgt. Der irdische Zweck ist gewissermassen erfüllt:

> Geniesse mässig Füll' und Segen,
> Vernunft sei überall zugegen,
> Wo Leben sich des Lebens freut.
> ("Vermächtnis")

Trotz allem hat sich nicht zuviel geändert. Polaritäten bestehen nach wie vor, nur der Mensch hat sich ihnen endlich angepasst. Die Polarität behält ihre Wichtigkeit bei und ist nach wie vor ein bedeutender Faktor, der überall mit eingerechnet werden muss. Die sittliche Haltung, die sich nun erst recht herausgebildet hat, wird auch durch rein menschliche Qualitäten zugleich bedroht und bestätigt. Der polare Kontrast überträgt sich sogar auf Vernunft und Verstand: "Der Verständige findet fast alles lächerlich, der Vernünftige fast nichts".[1] Lächerlichkeit hat auch ihre Ursache, obwohl diese nicht in der Lage ist, das Gleichgewicht sittlicher Haltung zu bedrohen: "Das Lächerliche entspringt aus einem sittlichen

---

[1] MR 1212.



Kontrast, der auf eine unschädliche Weise für die Sinne in Verbindung gebracht wird".[1] Das Wort, worauf im Gedicht nun der Nachdruck liegt, ist <u>mässig</u>. Harmonie ist Ausgeglichenheit, der versöhnte Zustand zwischen den polaren Extremen, also Steigerung. Was geschehen ist, kann auf eine Überbrückung der Nacht der Ferne zwischen Ich und All reduziert werden, ohne dass ein Verlust der Persönlichkeit eingetreten ist.[2] Diese Einstellung ist fruchtbar; denn nur im ausgeglichenen Zustand kann der Mensch seine Anlagen produktiv einsetzen. Eine Versöhnung dieser Gegensätze ist wohl die grösste Tat des Menschen; denn jedes Extrem ist gleichsam ein Kosmos für den Menschen, die nun ineinandergefügt sind: "der bestirnte Himmel über mir, das moralische Gesetz in mir".[3] Das Fruchtbare ist die letzte Voraussetzung für die Verhaltensweise, die Goethe vorschreibt. Fruchtbarkeit und Wahrheit gehen Hand in Hand; denn die Fruchtbarkeit allein verbürgt den Fortbestand des Lebens.

Die beiden letzten Strophen von "Vermächtnis" geben noch weitere Verhaltensregeln, den Zustand der Harmonie zu bewahren. Wichtig darunter ist der Vorschlag, einen weiteren Rückgang zu bewirken. Man soll gänzlich davon absehen, in das Walten des Alls irgendwie eingreifen zu wollen. Auch der ge-

---

[1] <u>MR</u> 1210. [2] Franz Koch, op. cit., S. 7.

[3] Eduard Spranger, <u>Goethes Weltanschauung</u>, (Wiesbaden: Insel Verlag, 1949), S. 203.



sellschaftliche Bereich darf nicht zu gross werden. Je kleiner der Wirkungskreis des Menschen ist, desto weiter können individuelle Fähigkeiten entwickelt werden - fast ein Nachklang des Sonnetts "Natur und Kunst": "In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister". Und gerade darin liegt die Genugtuung: Meister zu werden, edlen Seelen, Dichtern und Philosophen vorzufühlen. Nur so kann sich der Mensch im eigenen Bereich bestätigen, aus dem Gewöhnlichen zu etwas Höherem, immer noch Menschlichen aufzusteigen. Auch der edle Mensch hat seine Verpflichtung: ein Liebewerk zu schaffen. Das ist der Masstab für die in Altruismus aufgehende Seele.[1] Trotzdem ist es ein Liebewerk nach eigenem Willen, das im stillen geschaffen wird. Der Mensch trägt nun die Verantwortung für sein eigenes Tun. Die Schicksalsunterworfenheit wiegt nicht mehr so schwer. In "Vermächtnis" besteht kaum noch ein Anklang an die dämonischen Lebensmächte. Das Schicksal ist nach Karl Viëtor doch nur eine Macht, die sich aus dem Innersten des Menschen entwickelt.[2] Somit kann der Mensch sein eigenes Schicksal bestimmen: "So wirst du schönste Gunst erzielen". Damit wird nicht angedeutet, dass eine Belohnung erwartet wird, sondern es zeugt von einem stillen Selbstbewusstsein. Wenn die Harmonie des Entgegengesetzten erreicht ist, hat der Mensch die innere Ruhe gefunden.

---

[1]Richard Paasch, op. cit., passim.

[2]Karl Viëtor, Goethes Anschauung vom Menschen, (Bern: Francke Verlag, 1960), S. 31.



III. POLARITÄT UND STEIGERUNG ALS KOSMISCHES PRINZIP

1. Totalitätssinn

Goethes Streben zielt immer auf die Totalität, die gänzliche Verwirklichung aller menschlichen Möglichkeiten. Zwar sagt Hanns Wilhelmsmeyer, dass es Totalität im zeitlichen Leben niemals als Wirklichkeit geben kann.[1] Doch der Totalitätsgedanke ist Idee, Aufgabe und Pflicht im Leben des Menschen. Da nun die Totalität notwendigerweise über das entelechische menschliche Dasein hinausgeht, bleibt zu untersuchen, was sich Goethe nach dem Ableben als Fortsetzung der individuellen Lebensform vorstellt. Die dauernde Entelechie, die das Dasein transzendiert, ist schon besprochen worden. Sie hat alle Anlagen, die menschliche Sphäre zu überschreiten, doch ihr letztes Ziel bleibt im Dunkeln. Das Totalitätsideal für irdische Zwecke ist der harmonische Mensch, ein Ideal, das Goethe selbst erreichte. Es geht Hand in Hand mit der Beschränkung auf dasjenige, was im Leben verwirklicht werden kann, ohne dass überhebliche Ansprüche an das Unerreichbare gestellt werden. So beschränkt sich alles auf den irdischen Bereich, obwohl das Höchste, das es gibt, das Wesen Gottes, über unseren Aspira-

---

[1] Hanns Wilhelmsmeyer, "Der Totalitätsgedanke als Erkenntnisgrundsatz und als Menschheitsideal von Herder zu den Romantikern", Euphorion 34, 1933, S. 225.



tionen stehen muss. Was wir auf Erden erkennen und auch tun, ist nur Gleichnis des göttlichen Wesens:

> So weit das Ohr, so weit das Auge reicht,
> Du findest nur Bekanntes, das Ihm gleicht,
> Und deines Geistes höchster Feuerflug
> Hat schon am Gleichnis, hat am Bild genug.
> ("Prooemion")

Sich am Bild, am Abglanz zu ergötzen, sei genug, meint Goethe. Das eben ist der Inhalt des menschlichen Daseins, im Schatten Gottes zu wandeln. Alles, was wir vorfinden, gibt es auch auf höherer Ebene. Die Natur ist Gleichnis höchster Ordnung, das Gewissen Widerschein einer absoluten Idee, die Tat Gleichnis kosmischer Kraft und die Liebe das Symbol einer höheren Liebe, kurz alles Vergängliche ist ein Gleichnis.[1] Hier hebt sich die Polarität auf. Gleichartig sein ist nicht gleich sein, aber das Gleichartige schliesst doch das Gegensätzliche aus. Der Mensch kann sich nicht vermessen, oder besser gesagt verdammen, Gegenpol Gottes zu sein. Da der Mensch, wie der Rest von Gottes Werken, polar gestaltet ist, vermag er sich zu steigern, um sich durch die Steigerung Gottes Wesen zu nähern. Ebenbild Gottes zu sein, ist Erfüllung genug, weil das höchste Gleichnis mit dem höchsten Gedanken des Menschen zusammenfällt:

---

[1] Erich Trunz, "Das Vergängliche als Gleichnis in Goethes Dichtung", Goethe 16, 1954, S. 52.



> Es zieht dich an, es reisst dich heiter fort,
> Und wo du wandelst, schmückt sich Weg und Ort;
> Du zählst nicht mehr, berechnest keine Zeit,
> Und jeder Schritt ist Unermesslichkeit.
> ("Prooemion")

Ist diese Selbstverwirklichung nun das Äusserste, wozu der Mensch in der Lage ist? Karl Viëtor sieht die Steigerung als eine Spirale bis zum Zustand der äussersten Reife, der der Definition nach unerreichbar ist.[1] Die äusserste Reife ist wohl das Perfekte des Menschlichen. Doch auch der perfekte Mensch wird nie Gott sein. Wie sich das Perfekte im Menschen wirklich äussert, wie dieser Zustand zu erkennen ist, darüber schweigt sich Goethe aus. Der Ahnung allein bedarf es, diese Vorstellung zu erschöpfen. Totalität heisst also, in allen Aspekten das Ebenbild Gottes zu sein. Die religiös orientierten Verse des Gedichtes "Vermächtnis altpersischen Glaubens" aus dem West-Östlichen Divan machen diesen Vorschlag für den Lebenswandel:

> Gott auf seinem Throne zu erkennen,
> Ihn den Herrn des Lebensquells zu nennen,
> Jenes hohen Anblicks wert zu handeln
> Und in seinem Lichte fortzuwandeln.[2]

Wir ehren Gott weniger, indem wir ihn anbeten, aber mehr in gewissenhafter, verantwortungsbewusster Pflichterfüllung. So

---

[1]Karl Viëtor, op. cit., S. 35.

[2]Johann Wolfgang von Goethe, West-Östlicher Divan, Hamburger Ausgabe II, S. 103.



liegt die Ehre Gottes in der augenblicklichen, unmittelbaren Lebensweise, wenn das Kleine wie das Grosse in gleichem Masse gewürdigt wird:

> Und nun sei ein heiliges Vermächtnis
> Brüderlichem Wollen und Gedächtnis:
> Schwerer Dienste tägliche Bewahrung,
> Sonst bedarf es keiner Offenbarung.
> ("Vermächtnis altpersischen Glaubens")

Das alltägliche Bemühen des Menschen umreisst seinen Arbeitskreis. Der Unterschied zwischen scheinbar Trivialem und Wichtigem schwindet dahin. Alles, was sich darbietet, getan oder gelöst zu werden, ist gleich wichtig.

Totalitätssinn verlegt sich nicht in den Bereich jenseits der Polarität. Er ist ein Zustand der Ausgeglichenheit innerhalb der polar gestalteten Welt. Worin sich die Totalität vornehmlich äussert, ist die Liebe. Sie ist vielleicht das reinste Beispiel, wie Polaritäten sich harmonisch auswirken können. Liebe hält alles zusammen; sie verhindert, dass sich die Extreme zu weit auseinander bewegen. Die Liebe selbst erstreckt sich über weite Strecken und verschiedene Instanzen. Sie bezeichnet das Verhältnis von Mensch zu Mensch, von Mensch zu Gott und im allgemeinen das des Schöpfers zu seinem Werk. Um die Kraft der Liebe zu veranschaulichen, greift Goethe in dem Gedicht "Wiederfinden" abermals zurück auf die Schöpfungsgeschichte. Was in der dritten Strophe dieses Gedichtes besonders auffällt, ist die Gefahr, die bestünde, wenn die Pola-



rität ohne Steigerung dahingestellt bliebe:

Auf tat sich das Licht! So trennte
Scheu sich Finsternis von ihm,
Und sogleich die Elemente
Scheidend auseinander fliehn.
Rasch, in wilden, wüsten Träumen
Jedes nach der Weite rang,
Starr, in ungemessnen Räumen,
Ohne Sehnsucht, ohne Klang.

Rein äusserlich wird der Unterschied zwischen Licht und Finsternis hervorgehoben. Diese Polarität lässt sich aber leicht verallgemeinern und auf andere Begriffe übertragen. Wenn ein scharf abgesonderter polarer Widerspruch besteht, und es keine Aussicht auf eine Versöhnung dieses Widerspruches gibt, wird das Leben einseitig. Dann erübrigt sich lediglich, eine Entscheidung zu treffen: entweder das eine oder das andere. Nie wird es gelingen, beide Antipole zu vereinigen oder Nutzen aus beiden zu ziehen. Die Totalität bliebe jedem Menschen verwehrt. Das ist natürlich ein unmöglicher oder zumindest unerwünschter Zustand der Dinge.

Doch schon in der nächsten Strophe von "Wiederfinden" schildert Goethe den erbaulicheren Zustand:

Stumm war alles, still und öde,
Einsam Gott zum erstenmal!
Da erschuf er Morgenröte,
Die erbarmte sich der Qual;
Sie entwickelte dem Trüben
Ein erklingend Farbenspiel,
Und nun konnte wieder lieben,
Was erst auseinander fiel.



Die ersten beiden Zeilen sind noch ein Nachklang der absoluten Getrenntheit. Gott ist einsam, wenn er sich von seinem geschaffenen Werk distanziert. Mit der Morgenröte kommt ein ganz neues Gefühl des Daseins auf. Morgenröte ist hier wohl als der Zustand zwischen Tag und Nacht zu verstehen, also weder Finsternis noch Licht. Problematisch erscheint die Bevorzugung der Morgenröte über das eigentliche Licht, zumal die Morgenröte meist von kurzer Dauer ist. Aber hier denkt Goethe wieder an die alte Auffassung des unerträglichen Lichtes. Nur der farbige Abglanz vermag den Menschen zu beleben und zu ergötzen. Die Morgenröte weist in mehr als einem Sinne auf das menschliche Wesen hin. Sie verhält sich zum Licht, wie der Mensch sich zu Gott. So ist die Morgenröte ein Abglanz des Lichtes, ohne dass die Sonne wirklich zu sehen ist. Die kurze Dauer dieses Morgenlichtes ist vergleichbar mit der kurzen Dauer des menschlichen Lebens. Darüber hinaus ist die Morgenröte nur ein Übergangszustand, der wohl alltäglich auftritt, aber immer gleich in den Tag übergeht. Demnach ist das menschliche Dasein auch nur eine Vorbereitung auf ein höheres Dasein, das ähnlich dem irdischen Leben und dennoch glänzender sein wird.

Was den Totalitätssinn des Menschen in seinem weitesten Ausmass anbelangt, wird möglicherweise in dieser Strophe angedeutet. Die Schöpfung, wie sie Goethe hier veranschaulicht, erstreckt sich zuerst über das All und die Welt, einschliess-



lich aller unfühlenden Wesen. Mit der Erschaffung der Morgenröte, dem letzten Schöpfungsakt, kommt der Mensch in die Welt. Der Mensch, der ja die Krone der Schöpfung ist, hat die Aufgabe, allem Geschaffenen wirklichen Sinn zu verleihen. Gott ausgeschlossen, ist nur er in der Lage, den Wert der Schöpfung zu verstehen und zu schätzen. Sein Intellekt vermag das Ganze zumindest zu einem gewissen Grade zu umfassen und dadurch zu vereinigen. So stellt der Mensch den verbindenden Faktor zwischen Gott und der Schöpfung dar. Im biblischen Sinne ist die Erde mit allem Zubehör lediglich zu dem einen Zweck erschaffen worden: vom Menschen beherrscht und regiert zu werden. Alles Geschaffene hat das Ziel, den Werdegang und die Entwicklung des Menschen möglich zu machen. Sobald dann der Mensch seine Funktion aufnimmt, hat seine Umgebung wieder einen Sinn: harmonisch in seinen Diensten aufzuleben.

Die Morgenröte des Gedichtes "Wiederfinden" hat noch andere Funktionen. Durch ihr Einsetzen wird die Liebe möglich, die Versöhnung der Gegensätze. Morgenröte, wie Liebe, ist ein gemilderter Zustand. Das Leidenschaftliche und das Unruhige sind gebändigt. Die Gesinnung, die sich mit der Liebe einstellt, beruht nicht nur auf persönlicher Gratifikation. Sie bringt Verantwortungsgefühl und Selbstbewusstsein zugleich mit sich. Wie wir sehen, ergibt sich dieses Gefühl nicht von selbst. Es ist von Gott geschaffen, weil es notwendig ist. So darf der Mensch in der Liebe keinen Anspruch auf Origina-



lität und Ausschliesslichkeit erheben. Darüber hinaus beschränkt sich Liebe keineswegs auf eine bestimmte Lebensform. Sie erstreckt sich vielmehr über Streben und Entsagen und ist vor allem produktiv:

> Und mit eiligem Bestreben
> Sucht sich was sich angehört,
> Und zu ungemessnem Leben
> Ist Gefühl und Blick gekehrt.
> Sei's Ergreifen, sei es Raffen,
> Wenn es nur sich fasst und hält!
> Allah braucht nicht mehr zu schaffen,
> Wir erschaffen seine Welt.
> ("Wiederfinden")

Die grosse Welt, das All, ist von Gott geschaffen und dem Menschen überlassen, darin zu walten. Nunmehr hat der Mensch die Welt zu kultivieren und seinen Bedürfnissen anzupassen. So entsteht für jeden und für alle eine Welt im kleinen, im kollektiven Sinne die Welt der Erscheinungen, im Besonderen die Welt der persönlichen Erfahrung und des Heimes. Danach tritt dann die Liebe ihr eigentliches Regiment an. Sie hält die verschiedenen polaren Anlagen des Menschen zusammen und bekräftigt die Bindung der einzelnen Menschen aneinander. Wenn erst einmal die Voraussetzungen gegeben sind, und die Liebe gezündet hat, ist die gesunde, unzerstörbare Grundlage für alles werdende Sein befestigt:

> Beide sind wir auf der Erde
> Musterhaft in Freud und Qual,
> Und ein zweites Wort: Es werde!
> Trennt uns nicht zum zweiten Mal.
> ("Wiederfinden")



Goethes kosmogonischer Mythos bezieht sich hauptsächlich auf die Rolle, die der Mensch darin spielt. Allen Betrachtungen und allen Folgerungen wird das Leben selbst vorgezogen. Goethes Wahlspruch, der auch seinen Lebensinhalt verdeutlicht, ist memento vivere.[1] Das Leben, was und wie immer es auch sei, ist schön. Goethe bejaht es in allen seinen Aspekten. Man hat nicht die Wahl, auszusuchen, was einem rein persönlich gefällt, und anderes auszulassen. Totalität bedeutet Gesamtheit, die zwar Einzelheiten voraussetzt, jedoch letzten Endes alle Einzelheiten umfasst. So muss auch in der individuellen Lebensführung das Objektive wie das Subjektive beachtet werden. Nur so ist die Reinheit möglich. Franz Koch sieht das folgendermassen: "Das Reine ist das Objektive, von den Trübungen des Subjektiven Freie, das Unverfälschte, Wahrhafte, das wieder ein reines Auge, ein treues Beobachten fordert, um richtig gesehen und geschätzt zu werden".[2] Unter Reinheit soll nicht so sehr ein moralischer Begriff verstanden werden, als die Natürlichkeit, Wirklichkeit des menschlichen Denkens und Fühlens. Indem wir unsere Anlagen realisieren, erfüllen wir den Zweck unseres Daseins. Das wiederum verlangt, dass wir auch die Grenzen anerkennen, die uns gesetzt sind. Nie soll-

---

[1]Arturo Farinelli, "Goethe und der Ewigkeitsgedanke", Goethe 3, 1938, S. 238.

[2]Franz Koch, Goethes Stellung zu Tod und Unsterblichkeit, (Weimar: Verlag der Goethegesellschaft, 1932), S. 131.



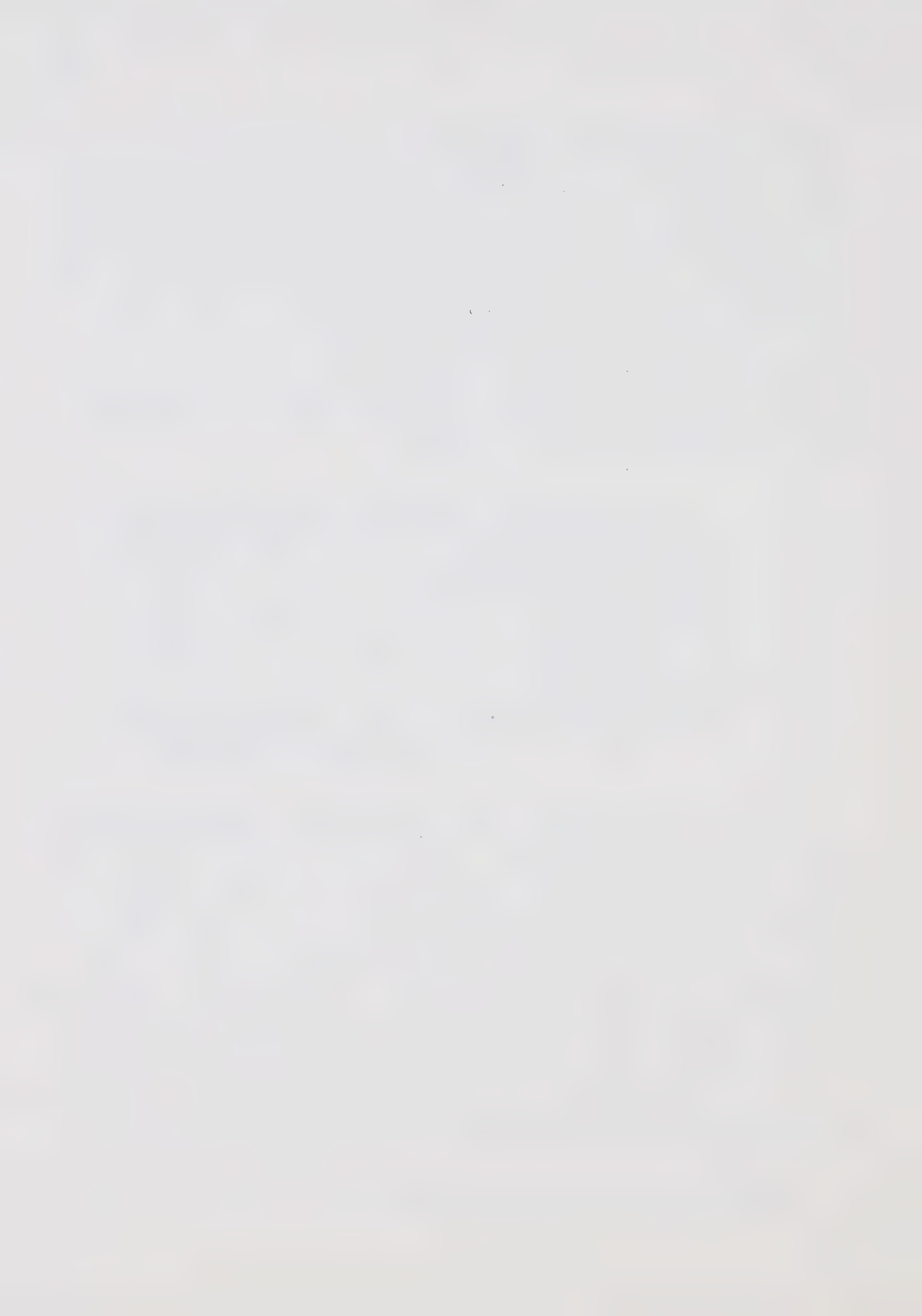
ten wir der Versuchung unterliegen, am Wesentlichen des Daseins, an der Natur, etwas ändern zu wollen. Zwar ist alles Leben Metamorphose, aber gerade darum muss der Wesenskern bewahrt werden, damit wir durch laufende Entwicklungen und Verwandlungen nicht von uns selbst entfremdet werden. Diese Kraft der Selbstbewahrung aufzuheben, ist nicht möglich, lediglich soll man sich davor hüten, sie falsch zu verstehen und in die falsche Bahn zu lenken:

> So zeiget sich fest die geordnete Bildung,
> Welche zum Wechsel sich neigt durch äusserlich wirkende Wesen.
> Doch im Innern befindet die Kraft der edlern Geschöpfe
> Sich im heiligen Kreise lebendiger Bildung beschlossen.
> Diese Grenzen erweitert kein Gott, es ehrt die Natur sie:
> Denn nur also beschränkt war je das Vollkommene möglich.
> ("Metamorphose der Tiere")

Innerhalb des Rahmens der festgefügten Persönlichkeitsstruktur und des Naturkernes versucht der Mensch, sich zu verwirklichen. Was besondere Anlagen betrifft, müssen diese auch in den gerundeten Kreis hineingearbeitet werden. Man muss dann vorangehen nach dem Motto: "quidquid est, illud est". Man muss werden, was man ist.[1] Fur Goethe manifestiert sich diese Auffassung in seinem künstlerischen Schaffen. Als Dichter muss er zugleich Mensch und Seher sein, gleich und geho-

---

[1]Franz Koch, op. cit., S. 20.



ben zur selben Zeit. Fur ihn ist die Polarität Individuum - Gesellschaft von besonderer Wichtigkeit. In dieser Hinsicht ist er durch gewissenhafte Arbeit aber auch der Steigerung in Form von künstlerischer und menschlicher Vollendung sicherer. Goethes Werk beweist, dass ihm die Versöhnung der Gegensätze gelungen ist. Die Reife der Einsicht in die Ordnung der Welt ist ein Geschenk der Muse:

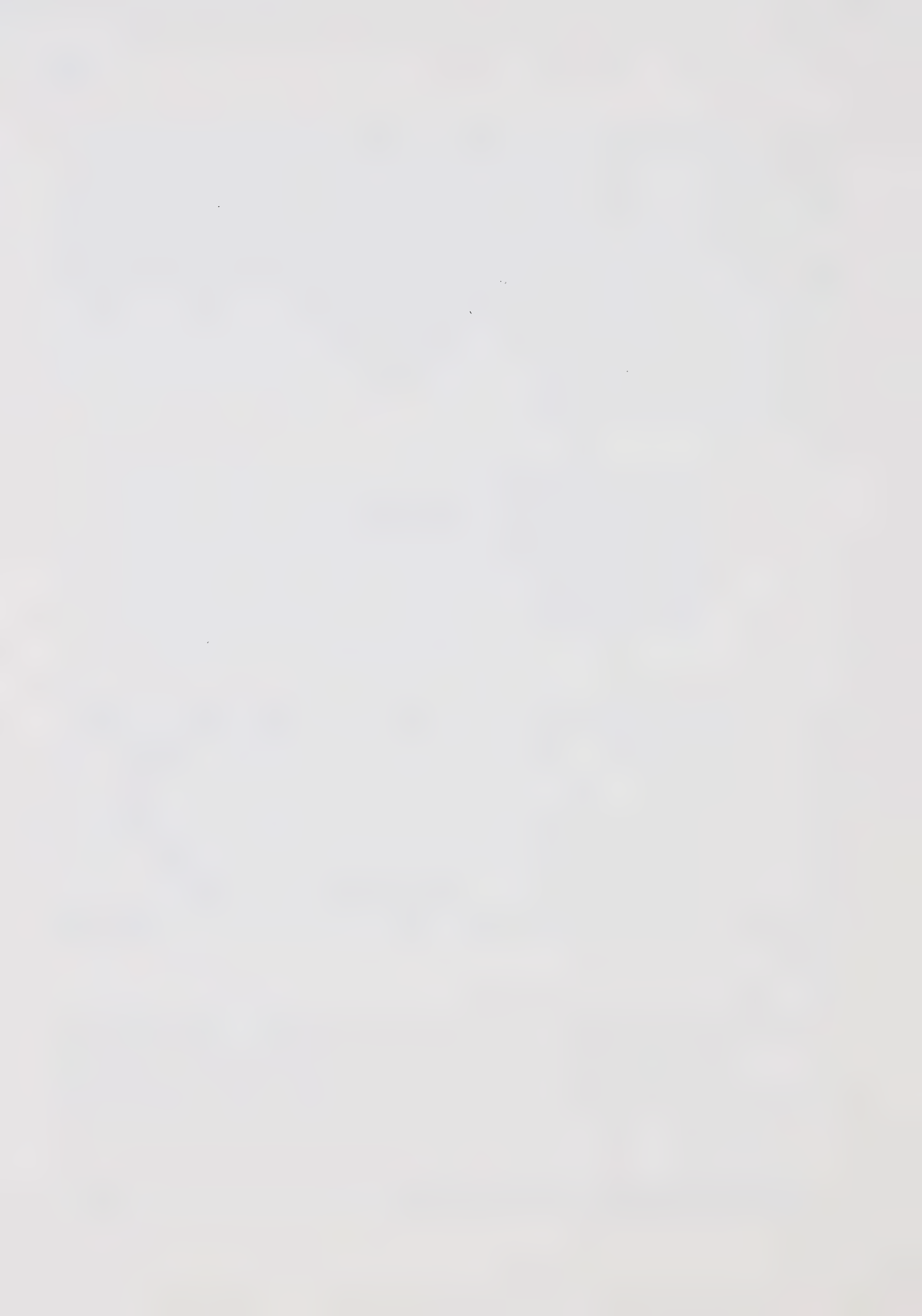
> Dieser schöne Begriff von Macht und Schranken, von Willkür
> Und Gesetz, von Freiheit und Mass, von beweglicher Ordnung,
> Vorzug und Mangel erfreue dich hoch! Die heilige Muse
> Bringt harmonisch ihn dir, mit sanftem Zwange belehrend.
> ("Metamorphose der Tiere")

Dieser schöne Begriff der Koexistenz der Gegensätze zu einem bestimmten Zweck ist zugleich der höchste Gedanke, dessen der Mensch fähig ist. Darin erkennt man das Walten der Natur, erkennt Gott und sich selbst; denn "keinen höhern Begriff erringt der sittliche Denker" ("Metamorphose der Tiere"). Nur wer diesen Begriff erfasst und völlig auslebt, ist seines Amtes würdig.

Goethes dichterische Ethik ist die "moralische Genialität".[1] Als Denker und Dichter muss er trotzdem ein sittlicher Mensch bleiben, der im Besonderen das Gefühl für das Allgemei-

---

[1]Hans Leisegang, Goethes Denken, (Leipzig: Felix Meiner Verlag, 1932), S. 10.



ne nicht verliert. Trotz aller Ausgeglichenheit ist es doch nicht möglich, Gegensätzlichkeiten einfach zu verbinden. Vielmehr ist das Resultat der polaren Versöhnung ein rhythmisches Hin- und Herbewegen, ein Wechselspiel zwischen zwei entgegengesetzten Begriffen. In Goethes Leben äussern sich die polaren Richtungen als Systole und Diastole, Verselbsten und Entselbstigen. Diese Periodizität des Seins fühlte Goethe physiologisch und psychologisch.[1] Sie durchdringt sein Leben und sein Werk. Was darüber erhaben ist, beschreibt Goethe selbst als ein Gefühl des Behagens. Dieses Gefühl ist zwar nicht unabhängig von Systole und Diastole, jedoch nicht auf den einen oder anderen Pol beschränkt. Es ist die stille Zufriedenheit und Zuversicht eines Menschen, der mit sich und der Welt in Harmonie lebt. Besonders im Alter äussert sich dieses Gefühl am deutlichsten, wenn die Erkenntnis sich eingestellt hat, und ein vorläufiges Ziel des Lebens erreicht ist. Die letzten Zeilen des Gedichtes "Metamorphose der Tiere" verdeutlichen diese Geisteshaltung:

> Hier stehe nun still und wende die Blicke
> Rückwarts, prüfe, vergleiche und nimm vom Munde der Muse,
> Dass du schauest, nicht schwärmst, die liebliche volle Gewissheit.

Der zeitweilige Stillstand, den der Mensch erreicht, darf

---

[1]Franz Koch, op. cit., passim.



nicht über die wirklichen Umstände hinwegtäuschen. Es ist lediglich ein Rückblick, zum Teil über das eigene Leben und die eigenen Errungenschaften, zum Teil über die gesamte Metamorphose der organischen Welt, die im sittlichen Menschen ihren Höhepunkt erreicht. Von hier an richtet sich dann der Blick wieder sehnsüchtig über die ungemessenen Weiten, wo die Seele ihren Ursprung ahnt, wo in Gott die endliche Ruhe wartet.

2. Kosmische Einheit

Totalitätssinn und das Ringen nach kosmischer Einheit gehen Hand in Hand. Wenn sich Goethe auch hauptsächlich auf das Leben selbst konzentriert, bedeutet das nicht, dass er nur die Zeitspanne des Daseins in Betracht zieht. Das Leben liegt nicht zwischen zwei festgesetzten Grenzen, Geburt und Tod, sondern es geht darüber hinaus. Bevor man sich jedoch auf das Nachleben einrichtet, muss man sicher sein, den Zweck des irdischen Daseins erfüllt zu haben. Im Leben herrscht das Ringen nach Vollkommenheit vor. Wie man sich diese Vollkommenheit vorstellt, ist verschieden. Der Sinn der lebendigen Metamorphose ist jedenfalls ein bestimmter Grad der Vollkommenheit. Goethe will die Begriffe Dasein und Vollkommenheit überhaupt nicht trennen:

Der Begriff vom Dasein und der Vollkommenheit ist ein und ebenderselbe; wenn wir diesen Begriff so weit verfolgen als



es uns möglich ist, so sagen wir, dass wir uns das Unendliche denken. Das Unendliche aber oder die vollständige Existenz kann von uns nicht gedacht werden. Wir können nur Dinge denken, die entweder beschränkt sind, oder die sich unsre Seele beschränkt. Wir haben also insofern einen Begriff vom Unendlichen, als wir uns denken können, dass es eine vollständige Existenz gebe, welche ausser der Fassungskraft eines beschränkten Geistes sind.[1]

Eine vollständige Existenz, was Goethe an anderen Stellen das "höchste Dasein" nennt, ist also in der geistigen Beschränktheit des irdischen Lebens nicht möglich. Die Gewissheit, dass es eine vollkommene Existenz gibt, beruht nicht auf unmittelbarem geistigen Erfassen bestehender Möglichkeiten, sondern auf der Einstellung, dass keine Entwicklung in einem unvollkommenen Zustand endet. Die Reichweite unserer geistigen Kraft zu beschränken, weil uns ein vollkommenes Dasein nicht verliehen ist, wäre nicht angebracht; denn sobald wir uns ein willkürliches Ziel für unser Streben setzen, wird die gesamte geistige und menschliche Entwicklung eben durch diese Willkür gefährdet.

In derselben Abhandlung gibt Goethe der Verantwortung des einzelnen über sein Tun noch mehr Gewicht. Das Leben und das Dasein sind so viel oder so wenig, wie es der existierende Organismus bestimmt: "Jedes existierende Ding hat also sein Dasein in sich, und so auch die Übereinstimmung, nach der es existiert".[2] Das ist nichts anderes, als die Veranlagung, die

---

[1]Johann Wolfgang von Goethe, "Studie nach Spinoza", _Naturwissenschaftliche Schriften_, _Hamburger Ausgabe_ XIII, S. 7.



jeder Mensch in sich trägt. Sie liegt brach und muss nach und nach entwickelt werden, wobei wir oft auf Ahnungen und äusserliche Einwirkungen angewiesen sind. Letzten Endes ist es nur noch Ahnen und Staunen, was uns übrig bleibt; denn einmal stehen wir dem Unsäglichen gegenüber, das wohl unausgesprochen bleibt, doch seine Anziehungskraft für den menschlichen Geist nicht verliert:

> Die Rede geht herab, denn sie beschreibt,
> Der Geist will aufwärts, wo er ewig bleibt.
> ("Howards Ehrengedächtnis")

Diese Neigung des Geistes untersteht nicht dem Willen des Menschen. Um den ursprünglichen Willen zu verstehen, müssen wir zwischen Wollen, Willkür und Willen unterscheiden. Diese von Goethe oft gebrauchten Worte spielen schon in den "Urworten, orphisch" eine wichtige Rolle. Dort unterscheidet Goethe die Begriffe folgendermassen:

> Und aller Wille
> Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten,
> Und vor dem Willen schweigt die Willkür stille....
> ("Anangke")

Die Willkür steht wohl an unterster Stelle. Sie ist unüberlegt und vom Zufälligen geleitet. Das Wollen ist ein schwacher Wille, der oft entmutigt vor Schwierigkeiten zurückschreckt. So ungefähr müssen wir uns den bewussten menschli-

---

[2] J. W. von Goethe, "Studie nach Spinoza", loc. cit., S. 7.

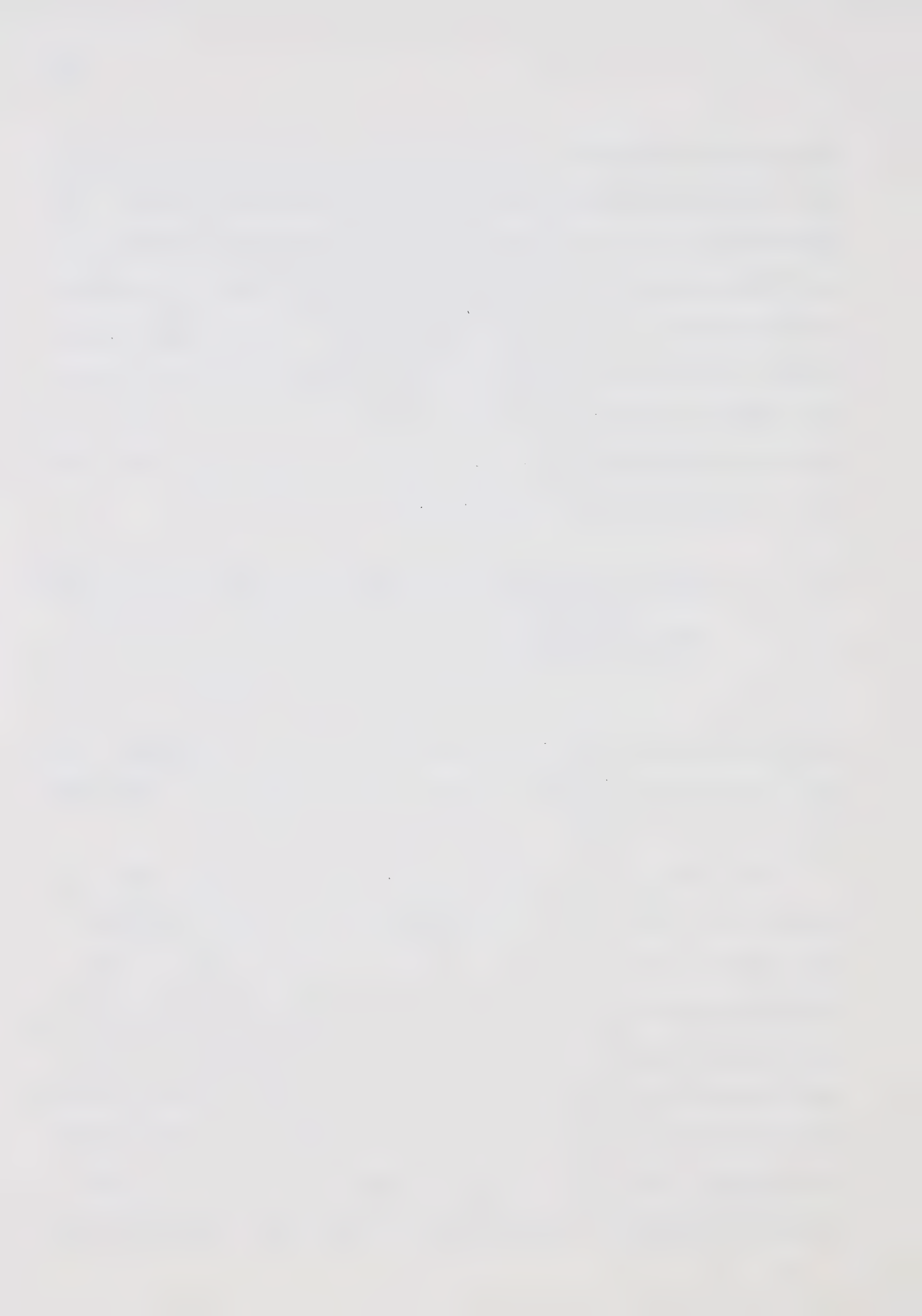


chen Willen vorstellen, eine Haltung zwischen reiner Willkür und dem unwandelbaren, determinierten göttlichen Willen. Gegenüber dem von Gott eingesetzten, zielstrebigen Willen ist der rein menschliche Wille nur ein Wollen, das letzten Endes doch verstummt. Wille und Geist gehören darum unbedingt zusammen, weil diese Kombination der Schlüssel zum Erfolg ist. Der "heilige Kreis lebendiger Bildung" wird immer wieder von einer retardierenden Kraft bedroht, die Willen wie Geist aus einer geregelten Bahn werfen will:

> Doch im Innern scheint ein Geist gewaltig zu ringen,
> Wie er durchbräche den Kreis, Willkür zu schaffen den Formen
> Wie dem Wollen; doch was er beginnt, beginnt er vergebens.
> ("Metamorphose der Tiere")

Im unvollkommenen Leben ist diese Kraft immer vorhanden, weil die Pole entfernt bleiben müssen. Doch einmal wird auch diese Kraft sich zugunsten reiner Harmonie auflösen.

Das höchste Dasein könnte also dann eintreten, wenn der menschliche Wille mit dem göttlichen Willen und der göttlichen Absicht zusammenfällt. Das ist im Leben jedoch nicht möglich, weil der Mensch bis an sein irdisches Ende an die Polarität gebunden bleibt. Versöhnung und Auflösung von Polaritäten sind verschieden. Nun kann der Mensch innere und äussere Polaritäten nur zu dem Grade versöhnen, was seine irdische Sendung betrifft. Darüber hinaus bleibt die Weiterentwicklung im Dunkeln. Das höchste Dasein muss wirklich im Su-



perlativ verstanden werden; denn es ist das Höchste, was der Mensch jemals erreichen kann, und das nur, wenn die Voraussetzungen der reinsten Lebensform gegeben sind. So verlegt sich das höchste Dasein in das Nachleben. Goethe ahnt es nur, denn "er konnte seiner Lebenssymphonie keine höheren Töne hinzufügen".[1]

Gewöhnlich deutet Goethe in seiner Alterslyrik an, dass im Jenseits die ewige Ruhe herrscht. Die belebende Tätigkeit des menschlichen Lebens findet in Gott ihren Ausgleich. Das drücken die Zeilen des Gedichtes "Wenn im Unendlichen dasselbe" klar aus:

> Und alles Drängen, alles Ringen
> Ist ewige Ruh in Gott dem Herrn.

Auch anderswo in Goethes Gedichten findet man ähnliches. Ist Goethe nun wirklich überzeugt, dass das höchste Dasein oder die neue, verwandelte Lebensform wirklich die absolute Ruhe ist? Julius Petersen meint: "Goethe hat die ewige Ruhe auch im Jenseits nicht gewünscht".[2] Es ist wiederum eine Frage der Perspektive, wie Ruhe und Tätigkeit verstanden werden sollen. Während im menschlichen Leben Werden und Tätigkeit eng aneinander gebunden sind, scheint Gottes Sein das Werden in sich zu

---

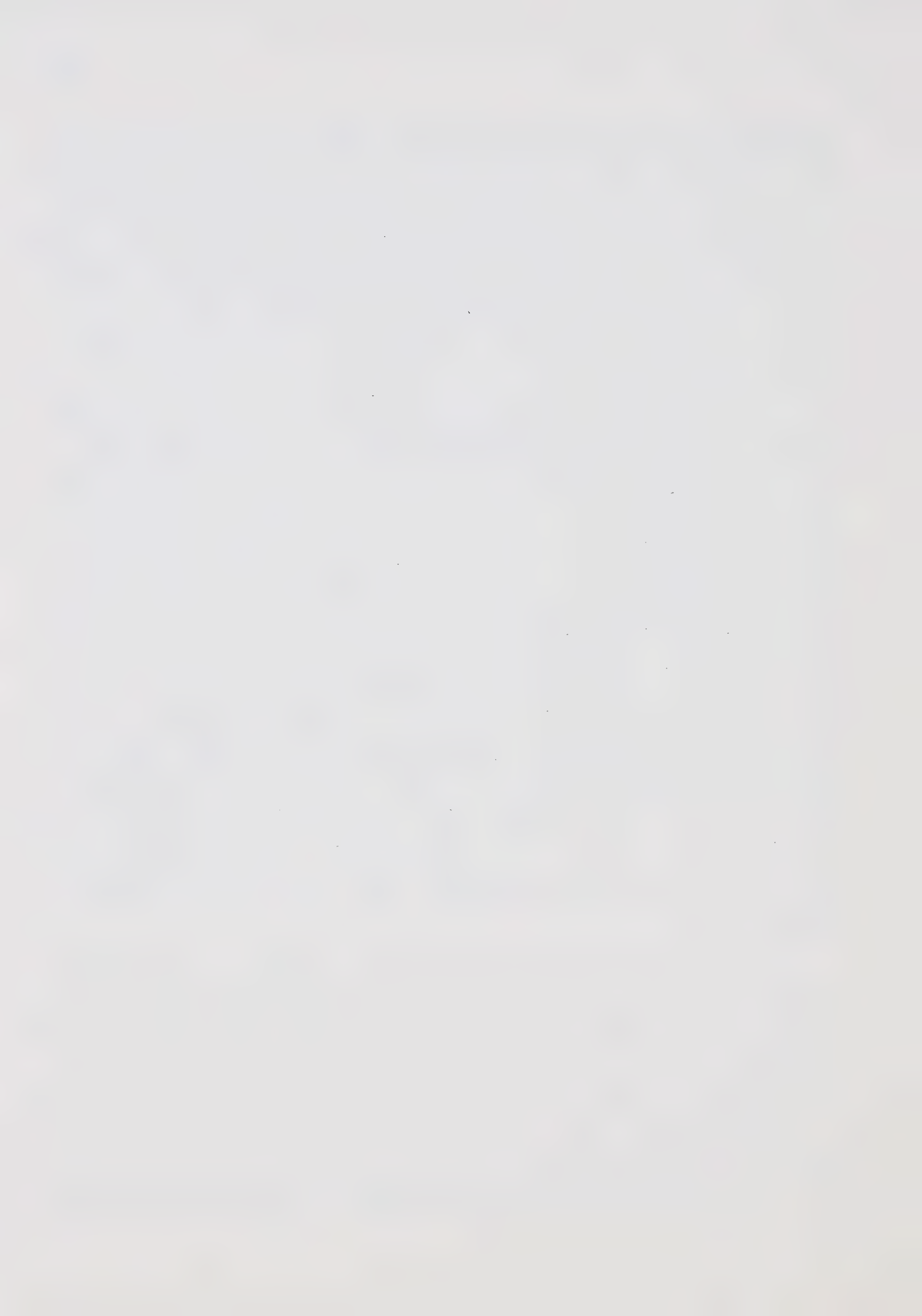
[1]Arturo Farinelli, "Goethe und der Ewigkeitsgedanke", Goethe 3, 1938, S. 250.

[2]Julius Petersen, "Erdentage und Ewigkeit", Drei Goethe-Reden, (Leipzig: Insel Verlag, 1942), S. 26.



enthalten, ohne dass eine bestimmte Tätigkeit notwendig ist, die Entwicklung und Erneuerung des Seins anzuregen. Die polare Entfaltung aller Phänomene ist für den Menschen eine dauernde Bedrohung. Zwar kann er seine Lebensweise auf die Polaritäten, wie sie ihm entgegentreten, einstellen und sich auch einer Steigerung erfreuen, doch besteht in der Dynamik der polaren Spannung ein Aufgabenbereich, der den vollen und immerwährenden Einsatz des Menschen fordert. Der hohe Anspruch der Lebensführung, der dem Menschen gestellt ist, verringert seine Sichtweite, weil der Mensch im unmittelbaren Bereich voll ausgelastet ist. Das bedeutet mehr oder weniger, dass es für den Menschen unmöglich ist, die Begriffe Tat und Ruhe zu verbinden. Wenn Goethe also von der ewigen Ruhe in Gott redet, darf das nicht als Nichtstun ausgelegt werden. Es bedeutet, dass die Aspekte des Tätigen, die mit Kampf und Gewalt zu tun haben, abgelegt werden. Das Drängen und Ringen wird aufhören, und auch das wilde Wollen wird besänftigt, ohne dass der Mensch dabei resignieren oder sein Wesen unbedingt auflösen muss.

In Goethes später Lyrik ist es verständlich, dass sich der Dichter langsam mit seinem Leben auseinandersetzt. Trotz des hohen Alters, das der Dichter erreicht hat, ermüdet sein Wirken nicht. Alles, was für den jüngeren Goethe gegolten hat, ist für den alten auch noch gültig, um so mehr, da jetzt die Zeit ist, die Früchte des lebenslangen Schaffens einzubringen.



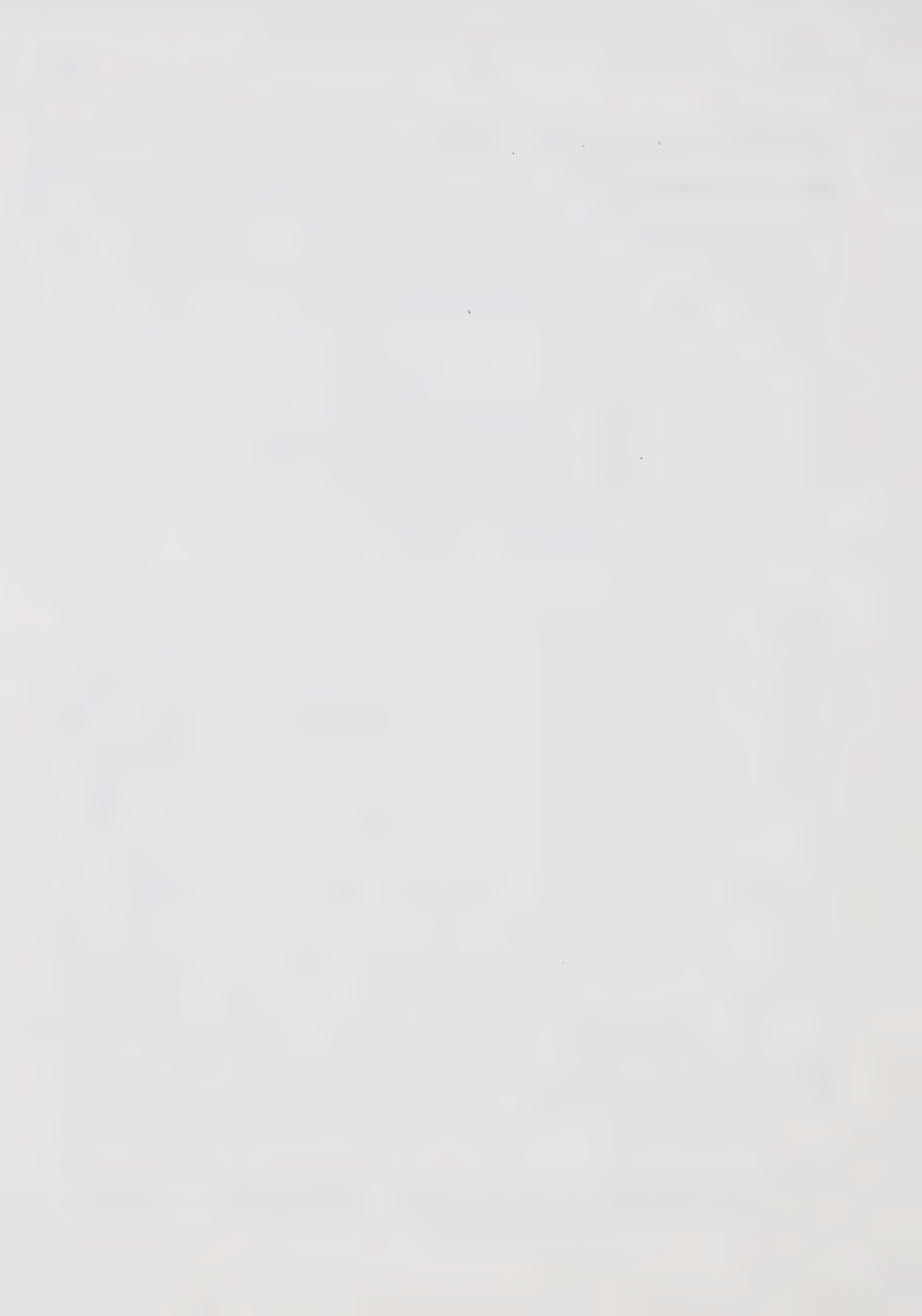
Trotzdem ist alles noch unmittelbar und lebensnah, und Goethe kann nur wiederholen, was er zuvor schon gesagt hat. Die "Chinesisch-Deutschen Jahres- und Tageszeiten" predigen das Vertrauen, das auch in der Nähe des Todes nicht erschüttert wird. Das elfte Gedicht dieser Gruppe mag als Beispiel dienen:

"Mich ängstigt das Verfängliche
Im widrigen Geschwätz,
Wo nichts verharret, alles flieht,
Wo schon verschwunden, was man sieht;
Und mich umfängt das bängliche,
Das graugestrickte Netz."--
Getrost! Das Unvergängliche,
Es ist das ewige Gesetz,
Wonach die Ros' und Lilie blüht.

Die Sprache dieses Gedichtes und anderer dieser Gruppe ist formelhaft, und die Motive sind zurückgeführt auf ein Wesentliches.[1] Das Verfängliche und Widersinnige, das Goethe hier erwähnt, soll nicht als die polare Manifestation verstanden werden. Es ist mehr die geistige Einstellung zu der Polarität, die sich negativ auswirken kann, vor allem wenn das "graugestrickte Netz" des Todes den Menschen zu umfangen droht. Das Unvergängliche, das ewige Gesetz, nimmt den Schrekken und die Verzweiflung des unlogisch Widersprüchlichen hinweg. Der Ewigkeitsgedanke, den man der Polarität und der Steigerung entnehmen kann, macht diese letzten Begriffe dem Menschen um so ansprechender. Wie zuversichtlich man auch die

---

[1]Erich Trunz, "Anmerkungen des Herausgebers zu Goethes Alterslyrik", _Hamburger Ausgabe_ I, S. 588.



Polarität betrachtet, ist im Betrachten allein doch nicht viel Wert; denn die Polarität muss bis zum letzten ausgelebt werden. Der alte Mensch, der sein Leben lang dem Gesetz von Polarität und Steigerung treu geblieben ist, kann das nur allzu gut bekräftigen, wie Goethe es in Gedicht XIV der "Chinesisch-Deutschen Jahres- und Tageszeiten" tut:

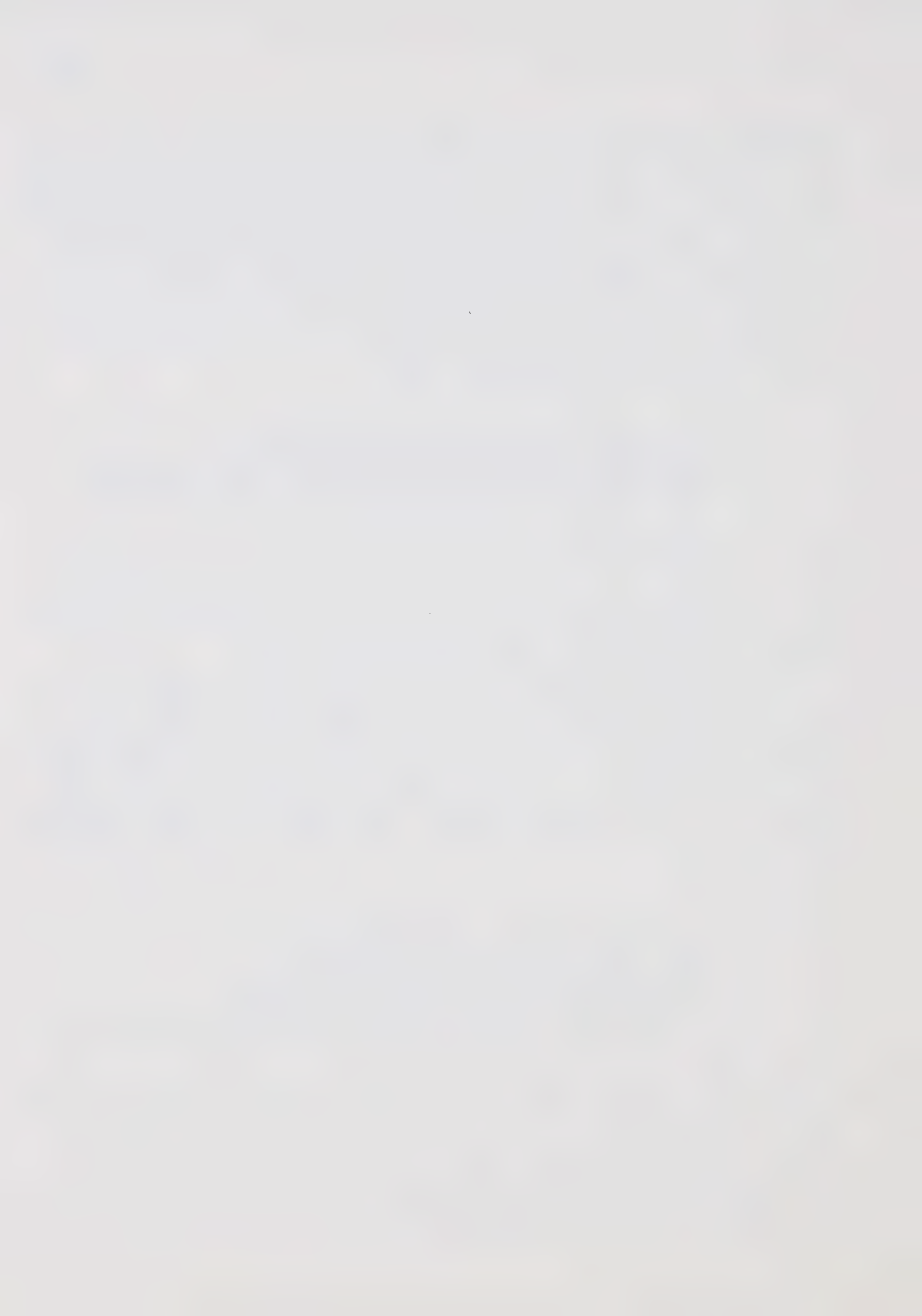
"Nun denn! Eh' wir von hinnen eilen,
Hast noch was Kluges mitzuteilen?"
Sehnsucht ins Ferne, Künftige zu beschwichtigen,
Beschäftige dich hier und heut im Tüchtigen.

Man darf durch die Sehnsucht nach dem Unbekannten, Zukünftigen nicht den Kontakt mit der Wirklichkeit verlieren, die jeden bis zum wirklichen Ende verpflichtet hält.

Nun darf man natürlich nicht leugnen, dass Goethe der fortschreitenden Zeit immer mehr bewusst wird. Gerade in dieser Hinsicht bedarf es einer starken Zuversicht, zu tun, als sei alles ein Mal wie das andere. Das Gefühl für das Kommende wird betonter:

Nun weiss man erst, was Rosenknospe sei,
Jetzt, da die Rosenzeit vorbei;
Ein Spätling noch am Stocke glänzt
Und ganz allein die Blumenwelt ergänzt.
("Chinesisch-Deutsche Jahres- und Tageszeiten IX")

Das Bild der letzten Rose ist zwar sehr allgemein und fast überlastet, doch ist es ein guter Vergleich fur Goethes Empfinden. Goethe sieht die Tatsache, dass das irdische Leben sich dem Ende nähert, nicht mit Trauer oder Schrecken an. Die Rose



selbst ist noch da. Die Knospen sind verschwunden, aber nur auf Zeit. Nun muss die letzte Rose alle anderen Rosen ersetzen. So sieht Goethe die Einschränkung des Alters. Wenn auch weniger Möglichkeiten bestehen, das Leben noch zu geniessen, so gewinnen diese doch an Bedeutung und an Grösse, und im Ganzen macht sich immer ein Ausgleich bemerkbar.

Diese ganze Einstellung dem Alter gegenüber fusst auf der polaren Überzeugung, die auch Leben und Tod in sich einschliesst. Es ist die alte Idee des "Stirb und Werde". Carl Riemann fasst sie folgendermassen zusammen:

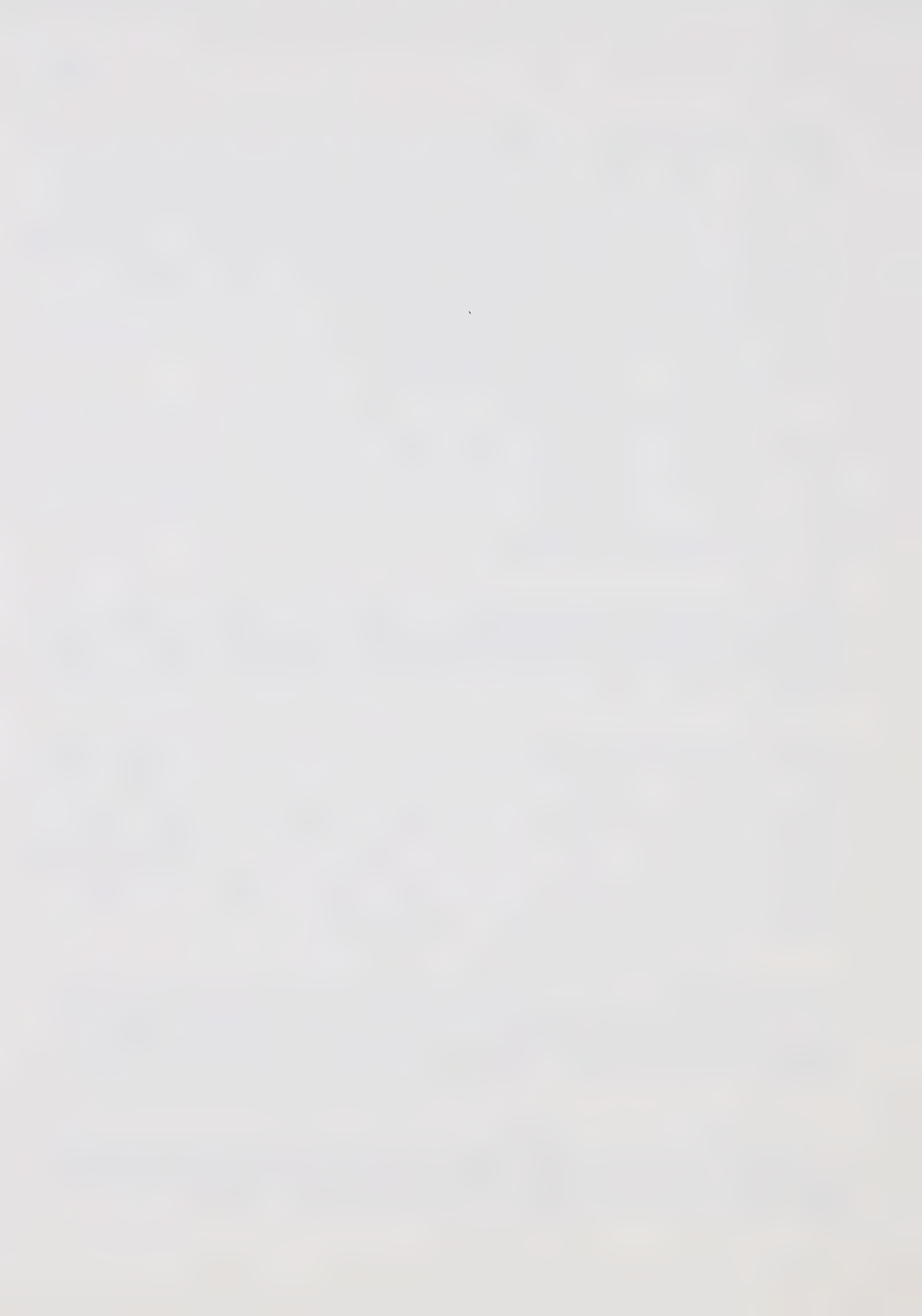
Das Leben fordert seinen Gegenpol, den Tod, damit es nicht erstarrt, sondern in immer neuen Formen, unendlich sich fortzeugend immer wieder neugeboren aus dem Urgrund des Seins in Erscheinung trete. Nur aus dem Stirb kann neues Werden hervorgehen.[1]

Goethe erhofft noch mehr von dieser Idee. Nicht nur das Leben wird sich aus dem Urgrund des Seins erneuern, auch die individuelle Lebensform wird sich wiederherstellen. Welcher Art diese Form sein wird, kann Goethe nicht genau sagen. In einem Gespräch mit Eckermann sagt er folgendes:

Die Überzeugung unserer Fortdauer entspringt nur aus dem Begriff der Tätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht

---

[1]Carl Riemann, "Polarität bei Goethe", Wissenschaftliche Zeitschrift der Friedrich Schiller Universität Jena, Jahrgang 4, 1954/55, S. 166.



ferner auszuhalten vermag.[1]

Fast scheint es mehr ein Wunsch als eine Überzeugung zu sein, was Goethe hier ausspricht. Woran er jedoch festhält, ist der Begriff des Ewig-Lebendigen, das seiner Meinung nach nicht erstarren darf und auch nicht kann. Der Polarität und Steigerung gemäss leben, heisst unterscheiden und nach dem inneren Zusammenhang suchen:

> Dich im Unendlichen zu finden,
> Musst unterscheiden und dann verbinden.
> ("Atmosphäre")

Das Unterscheiden und Verbinden geht natürlich nicht in einem Zuge fort und vollzieht sich auch nicht in demselben Sinne. Die Freude am Leben und das Gefühl, getan zu haben, was zu tun war, sind die besten Stützen, worauf die Hoffnung auf eine Fortsetzung, beziehungsweise eine Verwirklichung des Daseins beruht. In dem Gedicht "Wohl zu merken" geht Goethe darauf ein:

> Und wenn wir unterschieden haben,
> Dann müssen wir lebendige Gaben
> Dem Abgesonderten wieder verleihn
> Und uns eines Folgelebens erfreun.

Aus der von Gott eingesetzten Polarität und der darauf folgenden Steigerung haben wir das Leben, und wir sind verpflichtet,

---

[1]Flodoard von Biedermann, Goethes Gespräche, 4. Band, (Leipzig: Biedermann Verlag, 1909), S. 62.



unser Leben einzusetzen zur Verherrlichung dieses Prinzips. Durch diesen Einsatz wird das Leben bewahrt.

Goethe gibt dem Tod eine besondere Bedeutung. Der Tod ist der Übergang zu einer anderen Daseinsform. Zugleich aber ist er der Höhepunkt des Lebens. Goethe stellte sich den Tod als ein besonderes Erlebnis vor, das letzte und höchste Erlebnis, dessen der Mensch fähig ist. Franz Koch meint auch, dass der Tod mit der letzten Reife des Menschen zusammenfällt.[1] In *Faust II* äussert sich das am deutlichsten. Doch auch in der Alterslyrik ist diese Auffassung zu erkennen. Es ist bezeichnend, dass Goethe nicht die üblichen Metaphern gebraucht, das Dahinscheiden des Menschen zu veranschaulichen. Der Blick richtet sich nicht nach Westen, der untergehenden Sonne zu, sondern nach Osten, wo das Aufgehen eines neuen Lichtes erwartet wird:

> Wohin mein Auge spähend brach,
> Dort ewig bleibt mein Osten.
> ("Chinesisch-Deutsche Jahres- und Tageszeiten VI")

Der Mensch scheint gerade im Sterben eine grössere Sichtweite zu besitzen, die zwar unerklärlich ist, trotzdem aber von Goethe vollkommen akzeptiert wird. Um die Gedanken Goethes hinsichtlich des Überganges von Leben zu Tod weiter zu erklären, sei hier das ganze achte Gedicht der "Chinesisch-Deutschen

---

[1] Franz Koch, op. cit., S. 115.



Jahres- und Tageszeiten" angeführt:

> Dämmrung senkte sich von oben,
> Schon ist alle Nähe fern;
> Doch zuerst emporgehoben
> Holden Lichts der Abendstern!
> Alles schwankt ins Ungewisse,
> Nebel schleichen in die Höh';
> Schwarzvertiefte Finsternisse
> Widerspiegelnd ruht der See.
>
> Nun am östlichen Bereiche
> Ahn' ich Mondenglanz und -glut,
> Schlanker Weiden Haargezweige
> Scherzen auf der nächsten Flut.
> Durch bewegter Schatten Spiele
> Zittert Lunas Zauberschein,
> Und durchs Auge schleicht die Kühle
> Sänftigend ins Herz hinein.

Diese Gedicht ist ein Naturgedicht, sehr regelmässig und unkompliziert. Die Stimmung ist abendlich ergriffen, ruhig und friedlich. Der Abend geht in Nacht über; die Naturvorgänge spiegeln die Gefühle des Menschen, der die Dämmerung erlebt. Wie schon der Titel dieser Gedichtgruppe lautet, "Jahres- und Tageszeiten", sind die Zeiten, Jahr und Tag, innerlich von einander abhängig. Darüber hinaus eignen sie sich besonders, den Zyklus des menschlichen Lebens darzustellen. Alles wird aus einer Perspektive gesehen, zurückblickend auf Vergangenes, Zukünftiges vorausdeutend. Abend, Spätherbst und Lebensabend sind die zeitlichen Bereiche, worin die Reflexionen angestellt werden. Die ersten Zeilen beschreiben die Abendstimmung, die Sonne ist untergegangen, die Nähe ist fern. Der Mensch verliert allmählich die Fühlung mit seiner



Umwelt. Triviales sondert sich ab. Das körperliche Auge verliert an Sehschärfe, das geistige gewinnt. Dann taucht der Abendstern auf; die Sicht ist nie ganz genommen. Die Idee, die innersten Gedanken leuchten heller, wenn Äusseres verdunkelt ist. Nebel und Ungewissheit bedrohen die Zuversicht des Menschen; er ist ganz auf sich selbst angewiesen. Das, was er sich während des Lebens angeeignet hat, muss ihm jetzt über die Krise des Letzten hinweghelfen. Der See ruht widerspiegelnd; das ist die leidenschaftslose Seelenruhe, die aus altruistischer Harmonie geboren wurde. Mit dem Aufgehen des Mondes ändert sich das Bild. Das Ich des Dichters tritt hervor. Es ist fast unnatürlich, mit welcher Bedeutung das Mondlicht erwartet wird, falls es sich nur um das reine Naturphänomen handelt. Mondenglut ahnt der Dichter, mehr als blossen Schein. Der Mond bescheint nicht nur den Frieden der Nacht; ewiges Licht bricht über den Frieden eines abgeschlossenen Lebens herein. Das ist der reine Abglanz des Lichtes, das man bei direktem Anblick erfassen kann. Langsam gerät Bewegung in das Bild. Die Schatten zittern, die Seele empfindet die Veränderung, die vor sich geht. Problematisch werden die zwei letzten Zeilen. Die Kühle, die ins Herz hineinschleicht, kann als ein Symbol des Todes angesehen werden. Das entspräche jedoch nicht Goethes Denken und Empfinden. Statt dessen sollte man die Kühle als polares Phänomen zu Glut ansehen. Der Dichter ahnt Glut und empfindet Kühle. Die beiden Begriffe an sich



bedeuten nicht viel. Kühl kann hier als sanft und beruhigend verstanden werden. Es ist vielleicht ein Empfinden dessen, was sich Goethe als die Ruhe im Herrn vorstellt. Wie der Gegensatz zwischen heissem und kühlem Licht ist auch der Gegensatz zwischen irdischer, notwendiger und anstrengender Tätigkeit, die Entbehrungen mit sich bringt, und der Tätigkeit im Unendlichen, die eigentlich Ruhe ist und sich im Rahmen kosmischer Ordnung von selbst ergibt.

So hebt sich die Polarität für den alten Dichter langsam auf, indem sie in den Kosmos verlegt wird, wo ein anderer Masstab gültig ist. Goethe erwartet die letzte Steigerung gelassen. Diese Steigerung müsste im Leben erwirkt werden. Sie entwickelt sich aus der Lebensweise, die Goethe sein Leben lang befolgt hat: die Gegensätzlichkeiten des Daseins und des eigenen Selbst anzuerkennen und sich ihnen anzupassen. Indem er auf das Leben, wie er es gelebt hat, zurückschaut, sieht er schon das neue Leben, das ihm gewiss sein wird. Wie den Tod Fausts sieht Goethe sein eigenes Ende, überzeugt vom Wert des Lebens und vom Wert des eigenen Tuns, das nicht vergehen kann:

> Es kann die Spur von meinen Erdetagen
> Nicht in Äonen untergehn.-
> Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
> Geniess ich jetzt den höchsten Augenblick.[1]

---

[1]Johann Wolfgang von Goethe, <u>Faust II</u>, <u>Hamburger Ausgabe</u> III, S. 348.



C. SCHLUSS

Innere Einheit und Lebenszusammenhang der Polaritäten

Die vorliegende Arbeit zeigt, dass ein Verständnis von Goethes Idee der Polarität und der Steigerung notwendig ist, um die Weltanschauung von Goethes Alterslyrik zu erfassen. Polarität ist im Grunde genommen ein von Gott eingesetztes Prinzip, dessen Verständnis für den Menschen problematisch erscheint. Polarität, Leben und Umwelt sind nicht einzeln erfassbare Phänomene; sie haben einen inneren Zusammenhang, der in der kosmischen Ordnung begründet ist. Alles, was der Mensch verstehen und tun kann, ist polar gestaltet, und es ist ihm Pflicht, ein Verständnis der Polarität und eine Zustimmung zur polaren Gesetzlichkeit anzustreben.

Im einzelnen wurde gezeigt, wie die Begriffe Sein und Werden fur Goethe eine neue Bedeutung bekommen. Obwohl sie polar getrennt sind, vermag Goethe sie in einem höheren Sinne wieder zu vereinen. Diese Vereinigung vollzieht sich durch die Steigerung, die aus den polaren Widersprüchen aller Phänomene hervorgeht. Steigerung erstreckt sich über die Bereiche des Geistes und der Materie und erstrebt eine Versöhnung der Widersprüche, indem sie die Widersprüchlichkeit des Daseins transzendiert. Ohne Polarität ist die Steigerung nicht möglich, woraus zu schliessen ist, dass Polarität zu



dem Zweck eingesetzt ist, eine Steigerung zu erzielen.

In allen Bereichen und auf allen Ebenen des Wahrnehmbaren und Erfassbaren ist sowohl Polarität wie Steigerung vertreten. Als besonders wichtig wurden folgende Bereiche hervorgehoben: die Welt des Geistes, die sittliche Haltung des Menschen, die Entwicklung der Persönlichkeit und der Ewigkeitsgedanke. Doch als wichtigstes bleibt in jedem Fall die Urpolarität stehen, die mit dem Goetheschen Urphänomen identisch ist. Mit dem Urphänomen ist die Grenze menschlicher Denkfähigkeit erreicht, was Goethe gerne anerkennt und weshalb er es bei dem Erkannten belässt.

Die polare Gegensätzlichkeit äussert sich in Goethes Leben und Werk, vornehmlich in den Begriffen der Systole und der Diastole. Diese Begriffe des Verselbstens und Entselbstigens stimmen mit dem Rhythmus der Urpolarität überein. Goethes Leben ist epochenartig, weil jedes Ende dieser Polarität ausgelebt werden muss. Der polare Wechsel darf nicht als widersprüchliches Schwanken betrachtet werden; Ziel und Absicht sind klar zu erkennen. So können wir in Goethe trotz aller antinomischen Manifestationen immer das Individuum erkennen, das zielbewusst und konsequent lebt und arbeitet, um mit reinem Sinn das Ewige ins Auge fassen zu können.



BIBLIOGRAPHIE

1. Text

Goethe, Johann Wolfgang von. Werke. 14 Bde., hrsg. von Erich Trunz. Hamburg: Christian Wegner, 1965.

________. Sämtliche Werke. Weimarer Ausgabe, 2. Abt. Weimar: 1891-1904.

Biedermann, Flodoard Frhr. von. Goethes Gespräche. Leipzig: Biedermann Verlag, 1909.

2. Gesamtdeutungen

Baumgart, Hermann. Goethes lyrische Dichtung in ihrer Entwicklung und Bedeutung. 2. Bd. Heidelberg: Carl Winters, 1933.

Danckert, Werner. Goethe. Der mythische Urgrund seiner Weltschau. Berlin: Walter de Gruyter & Co., 1951.

________. Offenes und geschlossenes Leben. Zwei Daseinsaspekte in Goethes Weltschau. Bonn: H. Bouvier, 1963.

Fischer, Paul. Goethes Altersweisheit. Tübingen: J. C. Mohr, 1921.

Flitner, Wilhelm. Goethe im Spätwerk. Glaube-Weltsicht-Ethos. Bremen: Carl Schunemann, 1957.

Fuchs, Albert. Goethe-Studien. Berlin: Walter de Gruyter & Co., 1968.

Harnack, Otto. Goethe in der Epoche seiner Vollendung. Leipzig: Hartmann & Wolf, 1904.

Hellen, Eduard van der. "Goethes Lyrik", JbFDH, 1902.

Koch, Franz. Goethes Gedankenform. Berlin: Walter de Gruyter & Co., 1967.



Kommerell, Max. "Goethes Gedicht", Dichterische Welterfahrung. Frankfurt: Vittorio Klostermann, 1952.

Korff, Hermann A. Die Lebensidee Goethes. Leipzig: Verlagsbuchhandlung J.J. Weber, 1925.

________. "Vom Wesen Goethescher Gedichte", JbFDH, 1927.

Leisegang, Hans. Goethes Denken. Leipzig: Felix Meiner, 1932.

Müller, Joachim. Neue Goethe-Studien. Halle: Max Niemeyer, 1969.

Pyritz, Hans. "Goethes Verwandlungen", Euphorion 45, 1950, S. 7-22.

Schadewaldt, Wolfgang. Goethe-Studien. Stuttgart: Artemis, 1963.

Simmel, Georg. Goethe. Leipzig: Klinkhardt & Biermann, 1921.

Spranger, Eduard. Goethes Weltanschauung. Wiesbaden: Insel Verlag, 1949.

Stöcklein, Paul. Wege zum späten Goethe. Hamburg: Schröder Verlag, 1960.

Trunz, Erich. "Goethes Altersstil", Wirk. Wort 5, 1954/55, S. 275-80.

________. "Goethes lyrische Kurzgedichte 1771 - 1832", Goethe 26, 1964, S. 1-37.

________. "Goethes späte Lyrik", Goethe im XX. Jahrhundert. Hamburg: Christian Wegner, 1967.

Wolff, Eugen. "Goethes Gedichte in künstlerischer und wissenschaftlicher Erläuterung", GJb 30, 1909, S. 86-113.

3. Einzeldarstellungen

Eichhorn, Peter. Idee und Erfahrung im Spätwerk Goethes. Symposium. Freiburg: Karl Alber, 1971.



Farinelli, Arturo. "Goethe und der Ewigkeitsgedanke", Goethe 3, 1938, S. 233-50.

Flitner, Wilhelm. "Reine Tätigkeit. Zur Interpretation eines Grundbegriffs Goethescher Sittenbetrachtung", Goethe 3, 1938, S. 144-57.

Glockner, Hermann. "Eins und Alles". Die Sammlung; Zeitschrift fur Kultur und Erziehung, Jahrg. 15, 1960, S. 647-52.

Graul, Gaston. "Über Goethe, den kosmischen Menschen", JbGGes 8, 1921, S. 3-26.

Hankamer, Paul. Spiel der Mächte. Stuttgart: Metzlersche Verlagsbuchhandlung, 1960.

Koch, Franz. Goethes Gedankenform. Berlin: Walter de Gruyter & Co., 1967.

Müller, Joachim. Der Augenblick ist Ewigkeit. Goethe-Studien. Leibzig: Koehler & Amelang, 1960.

Paasch, Richard. "Goethes Gedicht Vermächtnis", JbGGes 7, 1920, S. 154-63.

Petersen, Julius. "Erdentage und Ewigkeit", Drei Goethe-Reden. Leibzig: Insel Verlag, 1942.

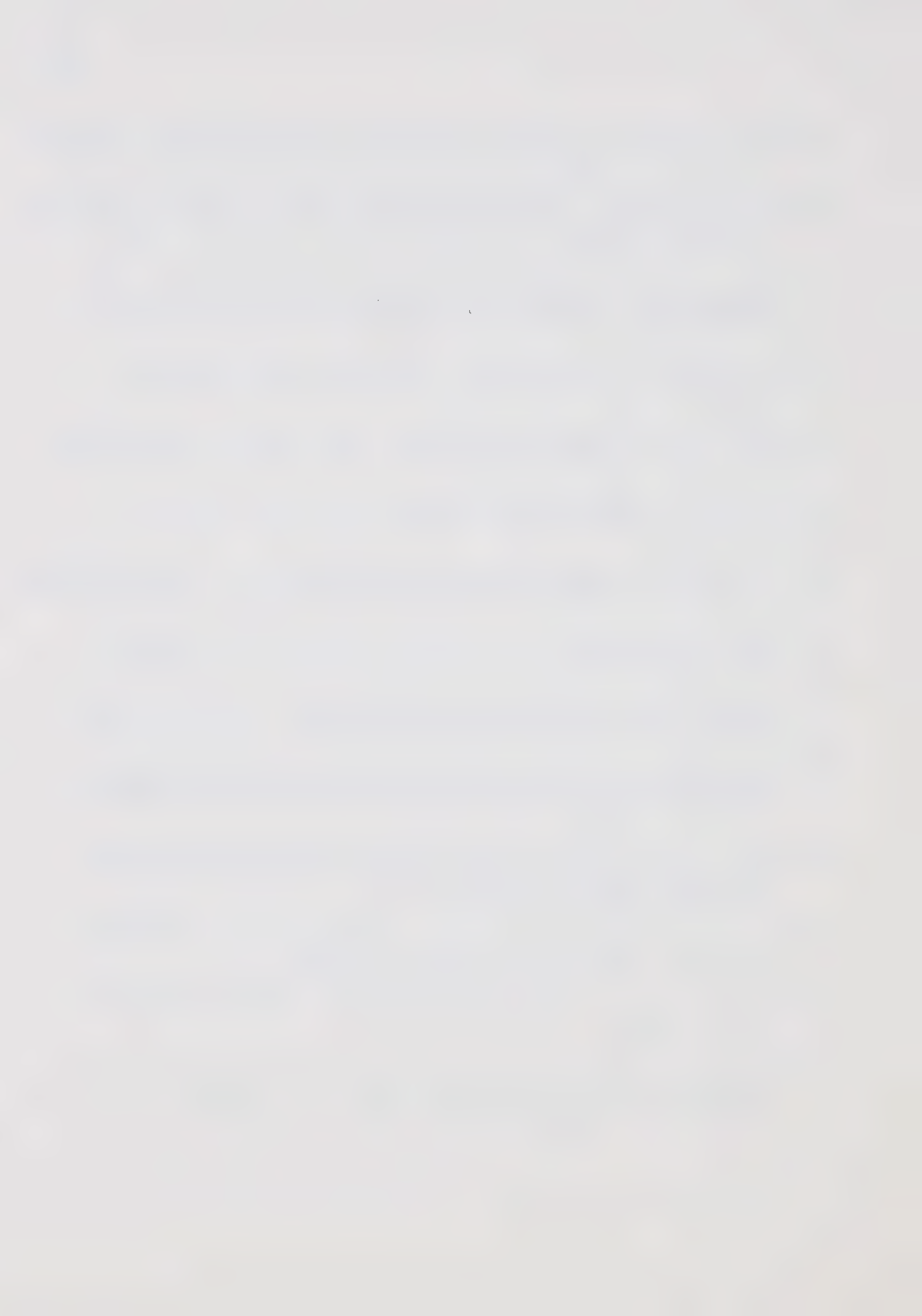
Riemann, Carl. "Polarität bei Goethe", Wissenschaftliche Zeitschrift der Friedrich Schiller Universität Jena, Jahrg. 4, 1954/55, S. 163-82.

Rintelen, Fritz-Joachim von. Johann Wolfgang von Goethe. Sinnerfahrung und Daseinsdeutung. München: Ernst Reinhardt Verlag, 1968.

Trunz, Erich. "Das Vergängliche als Gleichnis in Goethes Dichtung", Goethe 16, 1954, S. 36-56.

Wachsmuth, Andreas. Geeinte Zwienatur. Berlin: Aufbau Verlag, 1966.

Wilhelmsmeyer, Hans. "Der Totalitätsgedanke als Erkenntnisgrundsatz und als Menschheitsideal von Herder zu den Romantikern", Euphorion 34, 1933, Sn. 211-270.



4. Allgemeines

Gottmann, Eugen. Victor Hehns Goethebild. Dissertation. Köln: Buchdruckerei Orthen, 1937.

Gundolf, Friedrich. Goethe. Berlin: Georg Bondi, 1922.

Kommerell, Max. Gedanken uber Gedichte. Frankfurt: Vittorio Klostermann, 1952.

Rilla, Paul. Goethe in der Literaturgeschichte. Berlin: Bruno Henschel, 1949.

Staiger, Emil. Die Zeit als Einbildungskraft des Dichters. Zürich: Atlantis Verlag, 1953.

________. Goethe. Bd. 3. Zürich: Atlantis Verlag, 1959.









